Gotthard Niemer

Dichter als Wegbereiter des Dritten Reiches

Preis dieser Schrift: 30 Rpf.

Um den Schülern die Anschaffung dieser Schrift zu erleichtern, wurde sie in die Reihe der „Schriften zu Deutschlands Erneuerung" als Doppelnummer 55 a/b aufgenommen. Sie wird ohne Umschlag nur bei Klassenbezug geliefert und kostet dann 22 Rpf.

Den Umschlag zeichnete Bruno Kadauke, Striegau.

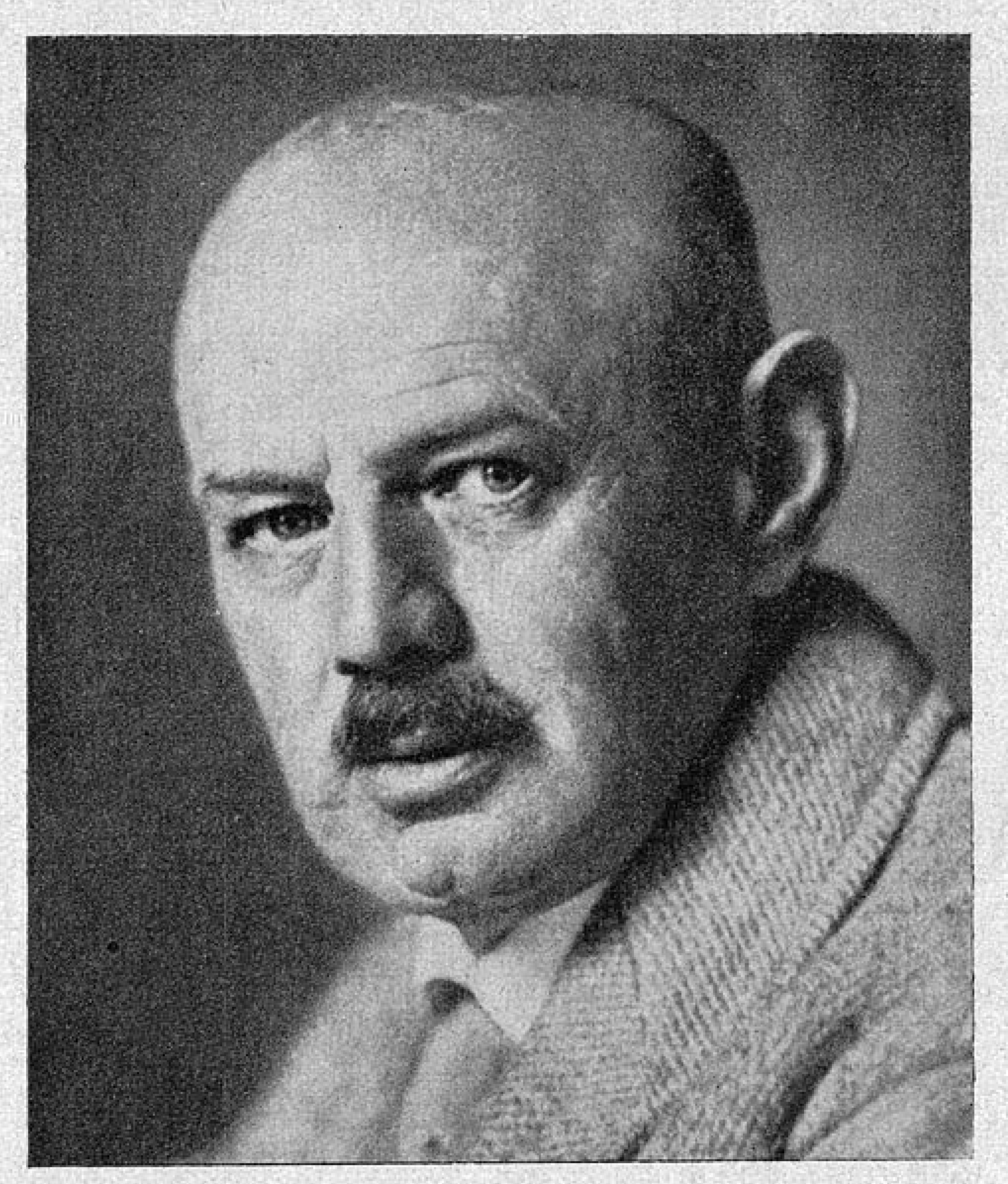
Schriften zu Deutschlands Erneuerung
Begründet von der Kreisgruppe Breslau des N. S. L. B.

Nr. 55 a/b.

Dichter als Wegbereiter des Dritten Reiches

Ein Lese- und Arbeitsbogen für die deutsche Jugend von

Dr. G. Niemer.



Dietrich Eckart

Photo-Hoffmann, Berlin.

Verlag von Heinrich Handel / Breslau

Heinrich Lersch.



Im Mittelpunkt der rheinischen Tuchindustrie, am Rande der Stadt Gladbach-Rheydt, steht die väterliche Schmiede des Arbeiterdichters Heinrich Lersch. Er war ein schwächliches, zartfühlendes Kind, das mit leidenschaftlicher Liebe an der Natur hing. Als vierjähriger Bube hatte er einmal ein Erlebnis, das schon die ganze Gemütstiefe des späteren Dichters verrät. An der Rheydter Straße mußten damals wegen des wachsenden Verkehrs die Bäume gefällt werden. Das konnte der kleine Heinrich nicht mit ansehen. Weinend lief er in den abgesperrten Kreis, sprang einem der Arbeiter auf den Rücken und wollte ihm den Arm festhalten, der die Axt führte. Die Mutter, die das alles vom Fenster aus beobachtet hatte, wollte ihren Jungen zurückholen. Doch da schrie er unter Tränen: „Lieber Mann, du darfst den Baum nit totmachen, der gibt mir all seine Kastanien, du darfst dem Baum nit weh tun, dat is unsre Baum, den kenn' ich so gut!"

Später trieb sich der Knabe viel in der Werkstatt herum und nannte seine ersten Freunde „die Flammen aus dem Schmiedeherde, das ewig laufende Schwungrad der Bohrmaschine und das dröhnende Geschrei des Eisens, wenn es geschlagen wurde". Wie dann „die spielerische Arbeit bitterer Ernst und harte Pflicht" geworden war, sehnte sich der Metallarbeiterlehrling gar manchmal die Stunden herbei, die er als Schuljunge in Wald und Heide herumgestreift war. Der Siebenzehnjährige hatte dafür keine Zeit mehr. Nur in Gedanken träumte er sich aus der verhaßten Stadt hinaus in die freie Natur. So wurde er zum Dichter.

Als der jüngere Bruder den Platz des Vaters ausfüllen konnte, da litt es Heinrich Lersch nicht mehr in der Heimat. Er lernte auf weiten Wanderungen sein Vaterland bis über die Grenzen hinaus gründlich kennen und gewann dabei einen weiten Blick für die Not und Weltanschauung seiner arbeitenden Kameraden. Internationalen Sozialismus und katholischen Glauben versuchte der „christlich-nationale" Dichter vergeblich miteinander in Einklang zu bringen, bis ihn schließlich ein Erlebnis in Antwerpen die Unmöglichkeit jener Verbindung lehrte und ihn zum nationalen Sozialisten machte. „Eines Tages stand ich am Kai und sah einen ganz neuen Ozeanriesen hinausfahren. Und da sah ich in meiner Phantasie (es war mir aber, als ob es Wirklichkeit wäre): Der stolze, gewaltige Dampfer kommt nun auf hohe See. Die Schiffswände unter Wasser bestehen aus einzelnen Eisenplatten: jede von ihnen ist festgenietet. Aber in einer Naht fehlen eine Reihe Nieten. Nun stößt das Meer unermüdlich gegen die schadhafte Stelle, lockert die schlecht genietete Platte, dringt ein — das stolze Schiff geht unter mit Mann und Maus. Tausend müssen ertrinken. Ehe sie aber ertrinken, da strecken die Heizer, die Trimmer, die Arbeiter, die Maschinisten und Matrosen nach dem schlechten Kollegen die Fäuste aus und verfluchen ihn! Sie laden ihm die Schuld auf, die Flüche der hilflos Ertrinkenden

treffen ihn! Da schrie ich, mitten in einem Haufen von Zuschauern stehend, laut auf: Ich bin schuld! und raste davon. Die Leute hielten mich für verrückt.

Da trat die Wende ein in meinem Leben: Nun wußte ich, die Arbeit steht höher als die Ausbeutung und das Ganze höher als der einzelne. Der einzelne hat kein Recht, sich allein zu befreien. Er muß sich in die große Kameradschaft einreihen, ohne die er selber unnütz und ein Schädling wird. Nun wußte ich: Wenn, dann geht das Ganze zugrunde! Es ist ganz gleich, ob ich als Architekt den Schiffsplan entwerfe oder als Arbeiter Nieten einhämmere. Jeder ist an seinem Platz gleich wichtig. — Dann bin ich nach Hoboken, der nahen Schiffswerft, gegangen und habe Arbeit bekommen. Bin zu Hammer und Amboß zurückgekehrt und habe gearbeitet mit einer Lust und Freude wie noch nie in meinem Leben. Und diese Freude entlud sich in den Gesängen. Nach dem Erlebnis bestimmte sich auch meine Einstellung zu meinem Volke. Jeder ist Glied einer Kette. Einer diene brüderlich dem andern! Soweit sind wir noch nicht. Aber ich glaube an das ‚unsichtbare Deutschland', das alle Besten wollen." —

Als der Mobilmachungsbefehl am 1. August 1914 an allen Plakatsäulen angeschlagen war, da verließ der 25jährige Kesselschmied Heinrich Lersch die Stadt und ging in den Wald, wo er die Nacht unter freiem Sternenhimmel zubrachte. Er brauchte Ruhe zur Besinnung auf sich selbst; denn er „kannte den Krieg aus den Erzählungen des Vaters, der drei Feldzüge mitgemacht hatte", und er kannte auch den Tod, dem er bei manchem Betriebsunglück ins bleiche Angesicht geschaut hatte. In dieser sternenklaren Nacht faßte er den Entschluß, Soldat zu werden.

Nach Sonnenaufgang traf er auf dem Kirchwege seine Eltern und sechs Geschwister. Er ging mit ihnen in die Frühmesse, setzte sich aber, um ungestörter seinen Gedanken nachgehen zu können, von seinen Angehörigen gesondert auf den Orgelchor. Und wie nun plötzlich noch einmal sein ganzes Arbeiterleben Bild für Bild im Geiste an ihm vorüberzieht, da packt ihn die Erkenntnis, von der er nicht wieder loskommt: „Ja, jetzt muß das große Opfer für Deutschland gebracht werden . . . Jetzt mußten alle opfern, jetzt war Deutschland einig, nun hatten wir ein Vaterland, das wir liebten." Da hört er unter den knienden Frauen seine Mutter aufschluchzen, und nun erinnert er sich wieder an das, was sie vor der Kirche flehend zu ihm gesagt hatte: „Hein! Alle verlassen mich, — du aber, du bleibst noch bei mir, ja? Du mußt ja noch nicht fort, du bist doch vernünftig, die andern gehen freiwillig, wenn du den Befehl kriegst, ist es immer noch Zeit!" Sein Herz krampft sich vor Schmerz zusammen. Wie soll er's der guten Mutter nur sagen, was längst in ihm feststeht? Tastend fährt seine Hand nach der Rocktasche; da fühlt er seiner Mutter Gebetbuch, das er ihr getragen und vergessen hatte wiederzugeben. Nachdenklich schlägt er es auf; dann borgt er sich vom Organisten einen Bleistift und schreibt auf die letzte freie Seite:

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen;
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Plötzlich merkt er, wie sich die Worte seines Abschiedsbriefes von selbst zu reimen beginnen und fühlt nun, daß er auch dem Vater ein Lebewohl sagen müsse. So entsteht die zweite Strophe nunmehr schon bewußt in „Liedform". Wie selbstverständlich fügen sich ein paar Worte für das „heimlich geliebte Mädchen" und ein „Gruß an die ganze Gemeinde an*).

Als Lersch am nächsten Sonntag den Musiklehrer F. M. Anton traf, den einzigen gebildeten Menschen, den er kannte, fragte der ihn, ob er denn nicht auch etwas gedichtet habe, wo doch jetzt ganz Deutschland dichte. Doch Lersch anwortete bescheiden: „Ach nein, ich arbeite von früh bis spät in den Fabriken, — ich komme zu nichts!" Da sich aber Anton nicht so leicht abweisen ließ, erzählte er ihm von den Versen im Gebetbuch seiner Mutter. Lersch mußte sie ihm abschreiben und dichtete dabei die dritte Strophe (an die Frau) dazu. Musiklehrer Anton, der von dem Gedicht begeistert war, setzte sofort die Strophen in Musik. Bald darauf wurden die Verse in der Zeitschrift „Die Volksgenossen" abgedruckt. Hier hatte Lersch schon früher eine Reihe Gedichte veröffentlicht, die „mit der bildhaften Sprache des Werkmannes" von seiner glühenden Liebe zum Arbeiter, von der Pflicht zum Dienen und der Not, Verzweiflung und Sehnsucht des Proletariers kündeten. „Ich liebte das Volk, das sein Schicksal hinnahm, wie es kam und glaubte, daß jedes Opfer einmal belohnt würde." „Es kommt dein Tag, Prolet!" so schrieb er ahnend 1913.

Daß Lersch mit seinem innigen, schlichten Gedicht „Soldatenabschied" dem deutschen Krieger von 1914 aus der Seele gesprochen hatte, das beweist ein schönes Erlebnis, das er in der Winterschlacht in der Champagne hatte. Da kam eines Abends ein Kamerad zu ihm und sagte: „Du, die Alten glauben, daß morgen die Franzosen den großen Durchbruch machen. Da weiß keiner, wer am Leben bleibt; wir haben alle nach Haus geschrieben. Weil wir nun keine Leute sind, die sich viel mit Schreiben abgeben, da haben wir ein Gedicht in unsern Brief geschrieben, darin steht alles, was wir der Mutter, dem Vater, der Frau oder der Braut sagen wollen. Hier, du kannst es dir auch abschreiben." Mit diesen Worten überreichte er ihm das Gedicht, das er seiner Mutter „am 2. August als Trost für sie und als Bekenntnis zum Vaterland ins Gebetbuch schrieb."

Lerschs heißester Wunsch war in Erfüllung gegangen. Es gab mit einem Male eine Volksgemeinschaft. Das große allen gemeinsame Erleben des Krieges hatte die Brücke geschlagen von Mensch zu Mensch. Standes- oder gar Klassengegensätze waren als trennende Schranken unmöglich geworden. Denn im Schützengraben galt nicht, was einer im bürgerlichen Berufsleben war, sondern was er im Augenblick als Kämpfer für Deutschland leistete. All die seelischen und körperlichen Wunden, die der Krieg schlug, alles Leid und alle Tränen sind für Lersch ein heiliger Notweg, ein Weg zum Menschenbruder und zu Gott. Dieses sichere Gefühl reißt ihn immer wieder empor aus banger Verzweiflung und wird schließlich zu dem stolzen und starken Bekenntnis: „Ich glaube an Deutschland wie an Gott!"

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Wir Werkleute. Geschichten und Gedichte (Kranz-Bücherei) —.30. Hammerschläge (Schaffsteins Blaue Bändchen) —.45.

---

*) Lies das Gedicht im Lesebuch nach!

Hermann Löns.



Es war im September 1914. In der alten Herzogstadt Celle geht die Kunde von Mund zu Mund: Hermann Löns ist gefallen, „der Dichter, der so wunderschöne Jagd- und Heidegeschichten schrieb“. Keinen läßt die Nachricht von diesem Heldentode unberührt. Der alte Milchkutscher Hornbostel, dem Löns auf einem Spaziergang die Augen für die Schönheiten der Natur geöffnet hatte, schüttelt traurig den Kopf: „Der hätte nicht wegmüssen! Der nicht!“ Als die Heidebauern von Löns' Tode erfuhren, da kam ein seliges Erinnern über sie. Fast jeder wußte von ihm etwas zu erzählen: „Er war ganz wie unsere Leute und mit allem zufrieden . . . und hatte doch mit Fürsten aus einer Schüssel gegessen. Könnten wir ihn doch holen und auf der blanken Heide in die Erde legen, wo der Wind in den Birken geht!“ —

Die Leute liebten ihn, weil er sie verstand und nichts weiter wollte, als auch vom Volke verstanden zu werden. „Ich bilde mir nicht ein, mehr als ein Arbeiter zu sein; ich bin eben auch nur ein Rad im Getriebe der Zeit.“ So bekennt Löns bereits in einer Zeit, wo das Gefühl der Volksverbundenheit noch als „Zug nach unten“ getadelt zu werden pflegte. Er hatte es ja am eigenen Leibe erfahren müssen, wie Eltern und Lehrer über seinen Umgang mit Jägern, Fischern, Bauern und Hütejungen mißbilligend und verständnislos die Achseln zuckten. Doch hier „bei dem breiten Unterbau seines Volkes“ ist stets sein Herz geblieben. Der Stadt und der Industrie stand er immer fremd und feindlich gegenüber. Er war von klein auf mit der Natur verwachsen, wie seine westfälischen Ahnen, die immer „nur dann Glück fanden, wenn sie den Pflug oder das Schwert geführt hatten“. So lebte er denn auch sein wahres Leben nicht in den Redaktionsstuben Hannovers und Bückeburgs, wohin ihn das Schicksal nach kurzem Universitätsstudium gedrängt hatte, sondern als Forscher, Wanderer und Jäger in Moor und Heide. „Wochenlang wohnte er in der Jagdbude, lebte monatelang unter Bauern“ und nahm an Erlebnissen und Beobachtungen in sich auf, was Natur und Volk unbewußt ihm gaben. Mitten im Gehaste des Alltags packte ihn dann plötzlich die Erinnerung daran so stark, daß er wie von unsichtbarer Gewalt an den Schreibtisch gestoßen wurde und niederschreiben mußte, was ihm „der Wind, der über die Heide ging, erzählt hatte“. So entstanden die meisten seiner Dichtungen eigentlich ungewollt. Es ist kein Zufall, daß — bis auf einen — alle Romane von Löns ein Bauernschicksal behandeln. Denn er hat erkannt: „Der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rasseerhalter. Ehe ihr da waret, ihr Leute aus der Stadt, war ich da. Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und gedeihen konntet mit eurem Gewerbe, eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr. Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang. Ich bin

der Baum, und ihr seid die Blätter, ich bin die Quelle, und ihr seid die Flut, ich bin das Feuer, und ihr seid der Schein."

Es gibt keinen deutschen Dichter, der sich mit solcher Liebe der Tierwelt angenommen hätte wie Löns. „Alles, was da kreucht und fleugt" wird in seinen Schilderungen lebendig und handelt, spricht und denkt mit menschlicher Überlegung und Leidenschaft. Wie in altdeutschen Fabeln und Märchen lassen uns all die übermütigen, boshaften, listigen, selbstbewußten, würdevollen und hilfsbereiten Tiergestalten unsere menschlichen Eigenschaften erkennen, ohne selbst unglaubhaft vermenschlicht zu sein.

Neben seinen unvergänglichen Tiergeschichten und Volksliedern dürfte „Der Wehrwolf", Löns' bedeutendste Dichtung, seinen Namen wohl am längsten lebendig erhalten. In dieser „Bauernchronik" schildert der Dichter, wie sich ein ganzes niedersächsisches Heidebauerngeschlecht inmitten der allgemeinen Verwüstung und Vernichtung Deutschlands in zäher, wilder Notwehr auflehnt gegen die mordenden und plündernden Landsknechthorden des Dreißigjährigen Krieges, so daß das Raubgesindel nach Möglichkeit jene Gegend meidet.

Bei Kriegsausbruch empfand Löns dieses Bauernschicksal als Sinnbild des deutschen Schicksals schlechthin. „Mein Kriegslied von 1914 habe ich 1910 geschrieben im Wehrwolf." Löns, der alles Schlappe und Weichliche haßt, und der immer und überall für die Erhaltung deutscher Art eintritt, sagt uns einmal ganz klar, welche volkserzieherische Aufgabe er sich als Dichter gestellt hat: „Meine Tendenz (Bestreben) ist, meinem Volk den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben, es mit Freude und Grimm zu füttern und mit Wonne und Weh zu tränken, damit es so bleibt, wie es ist, sich nicht verplempert in fremder Art und nicht vergißt, daß es zwei Gesichter hat: ein gutmütiges und ein bösartiges; denn wir . . . seufzen, wird irgendwo ein Schweinhund geköpft, und stöhnen, wenn wir die Knarre zur Hand nehmen sollen. Einen Krieg, den möchte ich erleben, aber aktiv . . . Und gründlich Keile kriegen, das ist das einzige, was uns helfen kann, damit wieder Männer oder besser: Kerle an die Spitze kommen, statt dieser Knechte, die sich Herren schimpfen."

Daß ihm diese fast prophetisch anmutenden Worte heiliger Ernst waren, das hat er 1914 durch die Tat bewiesen, als er sich mit 48 Jahren freiwillig zur Front meldete. „Furcht kannte er nicht, sah kaum hin, wenn eine Granate krepierte, hörte nur solange mit Reden auf, bis es wieder still war . . . Wenn er bei uns im Schützengraben lag, kriegte es keiner mehr mit der Aufregung oder dem Heimweh. Es war uns, als ob die Heimat bei uns war." So schildert ein Kamerad Hermann Löns im Gefecht. Am 26. September 1914 ist er vor Reims gefallen. „Kurz war der Knall, und schnell war sein Tod. Wohl dem, dem solch Ende beschieden wird: aus der Sonne hinaus den Sprung in die Nacht hinein!" So starb er einen Tod, wie er ihn sich immer gewünscht hatte.

Er hat den tiefsten Fall und den steilsten Aufstieg seines Volkes nicht mehr erlebt. Aber sein Glaube an die Kraft und Würde dieses Volkes war so stark, daß er nie an seiner Zukunft gezweifelt hätte.

„Laß sie man ruhig so weiter machen, eines Tages wird die Reaktion schon kommen und das Niedersachsenblut sich melden: dann findet sich auch der Führer. Das innerste Wesen eines Volkes läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Was sind hundert Jahre in der Geschichte?"

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).
Tiergeschichten (Inselbücherei) —.80. Jagdgeschichten (Schaffsteins Blaue Bändchen) —.45. Raubzeug und andere Geschichten (Bunte Jugendbücher) —.20. Heidefahrten (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Wittbart (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Der Alte vom Berge (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Tier- und Jagdgeschichten (Kranz-Bücherei) —.30. Von Reh und Fuchs (Kranz-Bücherei) —.30. Da draußen vor dem Tore (Sponholtz, Hannover) —.35. Mümmelmann Auswahl (Sponholtz, Hannover) —.90. In Bruch und Rohr (Voigtländers Volksbücher) —.70. Im Heidewald (Voigtländers Volksbücher) —.70.

Gorch Fock.



Was Hermann Löns die Heide war, das bedeutete Gorch Fock das Meer. Als Finkenwärder Fischerjunge hatte er die Liebe zum Wasser und die Sehnsucht nach der See von Vater und Großvater her als Erbgut mit in die Wiege bekommen. Kein Wunder also, wenn sein Vater es als selbstverständlich ansah, daß sein ältester Sohn wie er einmal Fischer werden würde. Johann Kinau — so heißt der Dichter mit seinem bürgerlichen Namen — war ein einsames, stilles Kind, das mit abgöttischer Liebe an seinem Vater und dessen Seemannsberuf hing. Stundenlang konnte der kleine Jan in den Prielen und Gräben angeln oder in das Blau des Himmels und in die wogende See hineinträumen. In der Schule war er ein aufgeweckter Bursche, der — ebenso wie seine vier Geschwister — in allen Klassen den ersten Platz gepachtet hatte. Diese offenkundige Begabung veranlaßte seine Eltern, ihn nach Geestemünde zu seinem Onkel in die Lehre zu geben, wo er das Kaufmannsfach erlernen sollte. Vielleicht hatte auch eine berechtigte Sorge die Eltern zu dieser Berufswahl bestimmt. Die See hatte Jans Onkel und Großvater verschlungen. Wenn nun auch er ein Opfer seines ersehnten Berufes würde? — Doch der lebensfrohe Junge dachte nicht an den Tod. Er sah nur das Meer, lächelnd mit schaumgekrönten Wogen, träumte von Schiffen mit geblähten Segeln und sehnte sich nach fernen Küsten mit fremden Menschen. Die See ließ ihm keine Ruh, bis an sein Lebensende. Er brauchte Schiffsplanken unter den Füßen, brauchte den Kampf mit Wind und Wetter und den Blick in die Unendlichkeit. Und hier? — Aktenstaub, tote Zahlen in dicken Büchern, die ihm gleichgültig waren, enge Büroräume, die ihn vor der Dunkelheit nicht losließen, keine Menschen, die ihn verstanden. „Wohl begriff er alles leicht und war anstellig und willig, aber in seinem Gesicht war deutlich zu lesen, daß die Arbeit ihn nicht freute, und daß er nicht mit dem Herzen dabei war." Innerlich froher wurde er erst, als es ihm nach 2½ Jahren ermöglicht wurde, in Bremerhaven die Handelsschule zu besuchen. Sein Grundsatz „Je niedriger du das Ziel steckst, um so weniger wirst du es erreichen, denn die Kräfte nehmen ab, wenn nichts winkt", beflügelte seinen Arbeitseifer derart, daß er in sechs Monaten schaffte, was andere sich in 1½ Jahren erarbeitet hatten.

In Meiningen fand er dann bald in einer Warengroßhandlung eine Stelle als zweiter Buchhalter und damit auch einen Ausgleich für all die Not der vergangenen Jahre. Hier in Meiningen erwachte jetzt „in dem unterdrückten, scheuen, unselbständigen Johann Kinau der

lebensfrohe, lachende, selbstbewußte Gorch Fock". Nach dreijährigem Aufenthalt in Halle ging er nach Hamburg und war hier nun wieder in seiner engeren Heimat.

Zwar enttäuschte ihn die Enge seines neuen Wirkungskreises und das Übermaß an Arbeit bei niedrigem Gehalt, aber er hatte doch wenigstens die Heimat wieder; er sah nun wieder Wasser und Schiffe und hörte im trauten Heimatklang sein geliebtes Plattdeutsch. Hier konnte und mußte er dichten. Niemand ahnte, daß dieser kleine Angestellte der Hamburg-Amerika-Linie oft schon früh um 3 Uhr aufstand, um die quälenden Gedanken, die ihn nicht mehr schlafen ließen, dichterisch zu verarbeiten.

In dieser Zeit legte sich ein düsterer Schatten über das glückliche Finkenwärder und die Familie Kinau. Der Vater, dessen Kräfte allmählich nachließen, konnte seinen Beruf nicht mehr ausüben und mußte sein Schiff verkaufen. Finkenwärder sollte auf Beschluß des Senats Hamburg als Hafen einverleibt werden. „Das große Sterben von Finkenwärder fängt an: das fühlen sie in allen Häusern am Deich. ‚Wir vergehen' — das klagt in allen Gesprächen. Ich fühle es in tiefster Seele, daß ich mich in einem Buche ausweinen muß."

Alle Erzählungen und Schilderungen, die Gorch Fock bisher in Heimatsehnsucht und Trennungsschmerz geschrieben hatte, versinken vor der Größe und Wucht dieses Buches, das unter dem Titel „Seefahrt ist not" des Dichters Namen schnell bekannt gemacht hat. Es ist die ganze Heimat, die in dem Werke atmet und lebt, die See, die Schiffe, die Menschen. — Und es ist der ganze Gorch Fock, der aus diesem Heimatbuche spricht, „mit seinem Lachen, seiner Fröhlichkeit, seiner Willenskraft und Abenteurerlust, seiner Kraft und Natürlichkeit, seinen Träumen und seiner Sehnsucht".

Gorch Fock fühlte, daß er noch Größeres leisten könne und sein „Lebensbuch" noch nicht geschrieben habe; das sollte „einfach und groß" heißen „Die See". Eine 14tägige Nordlandfahrt schenkte ihm eine Fülle neuer Anregungen, Erlebnisse und Pläne, die ebenfalls in einem Roman Gestalt gewinnen sollten. Doch beide Bücher, im Geiste schon entworfen, blieben ungeschrieben. Der Krieg brach aus und rief den Dichter zu den Waffen.

„Ich weiß, daß ich tief in Deutschlands Schuld stecke, und ich rechne es mir zur Ehre an, auch diese Schuld zu bezahlen, soweit ich es vermag . . . Das Schicksal Deutschlands ist auch mein Schicksal! Meines Volkes Not ist meine Not! Ich könnte nicht essen, wenn mein Volk hungerte." Bei solch inniger Volksverbundenheit ist es kein Wunder, daß Gorch Fock unglücklich war, nicht zu den ersten gehören zu können, die an die Front gingen. Im März 1915 erhielt er endlich seine Einberufung und wurde Soldat. Aber das Rekrutenleben zeigte wenig von dem Schwung und der Begeisterung, die er erwartet hatte. Nicht der strenge Dienst, wohl aber die unnötigen Quälereien und rohen Worte ungebildeter Vorgesetzter empörten ihn aufs tiefste.

Um diese Ausbildungszeit in Bremen abzukürzen, meldete er sich dreimal freiwillig an die Front, obwohl er Aussicht hatte, auf den viel gefahrloseren Posten eines Kriegsberichterstatters gestellt zu werden. An den Tod hat dieser fröhliche Sonnenmensch nicht gedacht. „Ich komme wieder! Bin doch ein Sonntagskind! Ach, ich habe noch soviel zu tun, daß ich unmöglich schon sterben kann." Das war seine feste Überzeugung.

Der Frontdienst ist für ihn ein so starkes Erlebnis, daß er den Feldzug als einen großen Segen begrüßt, der nicht nur ihm, sondern

auch Deutschland reichen i n n e r e n Gewinn bringen müsse. Mit seherhaftem Blick in die Zukunft verkündet er: „Es wird eine deutsche Volksgemeinschaft erstehen, die unser Volk auf eine höhere Stufe bringen wird." Er bezeichnet auch den Weg zu diesem Ziel: „Der einzelne diene dem Stamm, der Stamm dem Volke, das Volk der Welt und den Zielen der Welt. Aber der einzelne soll nicht losgelöst von seinem Stamm etwas leisten wollen. Er ist nur eine Sprosse und kann nur in der Leiter wirken." Fast scheint's, als ahnte er auch, daß die Volksgenossen nicht widerspruchs- und führerlos zueinander finden würden: „Der edle Mensch muß g e g e n die kämpfen, f ü r die er kämpft. Der Kampf für alle ist ein Kampf gegen den einen." Wie seltsam, daß das alles wahr geworden ist! —

Ob Gorch Fock in Serbien, Polen, Rußland oder Frankreich kämpft, überall leidet er gleich schwer unter dem Druck, daß gerade er nicht bei der Marine dienen darf, wo doch seine ganze Sehnsucht und Liebe dem Meere gilt und sein „ganzes Dichten und Trachten von Jugend auf auf Schiffe und Seefahrer eingestellt gewesen ist". Er brauchte die „See- und Flottenluft" für sein dichterisches Schaffen, das er seinem Volke zu erhalten trachtete, und dem er „mit der ihm eigentümlichsten Kraft und Begabung helfen und dienen wollte". Wie jubelt er, als er endlich auf den „Kreuzer Wiesbaden" abkommandiert wird! „Jetzt stehe ich auf den Planken der Wirklichkeit und habe ein Leben, wie ich es mir immer gewünscht habe! . . . Das wird einmal ein herrliches Kapitel meines Buches, wie wir nach England gefahren sind!"

Am 31. Mai 1916 ist er nach einem ahnungsschweren Abschied von Weib und Kind im Skagerrak seinem Großvater und Onkel in den Seemannstod gefolgt. Drei Monate später gab die See Gorch Fock der Erde wieder. Auf einer kleinen schwedischen Insel in der Nähe von Göteburg ist er beigesetzt worden. Dort singen ihm Wind und Wogen den ewigen Grabgesang.

S c h u l a u s g a b e n (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Auf hoher See (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Nordseegeschichten (Schaffsteins Blaue Bändchen) —.45. Klaus Störtebecker (Bunte Jugendbücher) —.20. Erzählungen. (Deutsche Novellen des 20. Jahrhunderts; Quelle u. Meyer) —.80. Auswahl aus den Werken. (Nordmark-Bücherei) —.80.

Walter Flex.



„Sicher kommt es nicht auf die Dauer des Lebens an, sondern auf das Maß des Glücks, das in ihm enthalten war, und das von ihm ausging." Der diese Worte seiner Mutter zum Trost schrieb, gehört zu den begnadeten Kämpfern des großen Krieges, die über das Grab hinaus zum Sinnbild eines neuen heldischen Glaubens geworden sind. Walter Flex ist Soldat geworden in der heiligen Überzeugung, daß auch im Falle der Besiegung unseres Volkes das Opfer der Gefallenen seinen ewigen Sinn behält. Oder wollt ihr nach dem verlorenen Kriege das Sterben der zwei Millionen Helden für sinnlos halten? — Könntet ihr ebenso den

Opfertod eines Horst Wessel als heldische Tat bezweifeln, weil er — wie mancher mutige Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung — in gläubiger Zuversicht für ein Deutschland starb, das es noch nicht gab? — Wer Führer sein will, der muß seine Forderungen, seine Ziele, seinen Glauben den Menschen vorleben, „das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon". So etwa läßt Walter Flex im „Wanderer zwischen beiden Welten" seinen Freund sprechen.

Wenn Flex nichts weiter geschrieben hätte als dieses eine Buch, so wäre allein durch dieses dichterisch gestaltete Kriegserlebnis sein Name unsterblich geworden. Denn in diesem Werk steht in der Gestalt des jungen kriegsfreiwilligen Leutnants Ernst Wurche der neue deutsche Mensch vor uns. Er ist in seinem Wesen so wie jeder Deutsche sein sollte: rein, fromm, schlicht, uneigennützig und tapfer. Wanderer zwischen Himmel und Erde seid ihr alle, die ihr euch zu Adolf Hitler bekennt, sofern ihr einseht, daß nur ein Mensch mit einer sauberen Seele zu großen, edlen Taten fähig ist. Euer Dienst für Deutschland beginnt mit der Erfüllung der Forderung, die der gefallene Leutnant Wurche der kommenden Jugend als Vermächtnis hinterlassen hat: „Rein bleiben und reif werden — das ist schönste und schwerste Lebenskunst." Und was dem Dichter Flex die noch tickende Uhr des toten Freundes sagte, das gilt als mahnende Verpflichtung für jeden von uns: „Du lebst die Lebensstunden meines toten Herren, deines Freundes, die Gott ihm als ein Opfer abforderte. Denkst du daran? Du lebst seine Zeit, wirke seine Arbeit! Er schläft, du wachst, und ich teile dir die Stunden deiner Lebenswache zu. Ein rechter Kamerad wacht für den andern, wache du für ihn! Sieh, ich hüte treu das Amt, das er mir zugeteilt, sei ihm treu wie ich, du Mensch, der mehr ist als wir toten Dinge, deren Leben von euch stammt!"

Diesem herrlichen Buch einer Schützengrabenfreundschaft wollte Flex ein Werk folgen lassen, in dem er selbst im Mittelpunkt der Handlung stehen sollte. Flex, der schon in seiner Schul- und Studentenzeit den einzelnen immer nach der Stärke seines sozialen Empfindens bewertete, hat bereits in seinen Anfangsdichtungen eine starke Vorliebe für sozialistische Gedankengänge bewiesen. Daß er in ebenso starkem Maße von je auch nationalistisch fühlte, beweist er in seiner Schulentlassungsrede im Gymnasium zu Eisenach. Hier erklärt er, daß nur der wirklich das Vaterland liebe, der sich zu jeder Zeit als winziges Rädchen in dem großen „Uhrwerk Staat" fühle. Ein solcher Mensch kann niemals sagen: „Auf mich kommt's ja nicht an, wenn ich auch einmal nicht auf meinem Posten bin." Denn er weiß, daß bei einem Aussetzen vieler so unbedeutend scheinender Rädchen das Werk ins Stocken gerät, allmählich stehenbleibt und schließlich einrostet und zerfällt. Wer das einsieht, der tut still und selbstlos seine Schuldigkeit, ohne auf den Nebenmann zu sehen, ob der auch seine Pflicht erfüllt. Und wer so handelt, der ist ein wahrhafter Patriot, weil er als Lebenssinn und Lebensaufgabe den Dienst am Volksganzen erkannt hat.

Im „Wolf Eschenlohr" plante er nun, die gefährliche Unsinnigkeit des Klassenkampfes und der Gottlosigkeit zu beweisen. Er glaubte an „ein neues Verhältnis der deutschen Menschen zueinander durch Versöhnung der Schichten", und er fühlte, daß die Menschen auf dem Wege zu diesem Ziel erst wieder begreifen lernen müssen, daß sie Gottes Kinder sind. Nur zwei Kapitel sind von diesem Buch vollendet, und doch wirkt dieses Bruchstück wie ein in sich geschlossenes Kunstwerk.

Als der 30jährige Offizier Walter Flex am 15. Oktober 1917 bei der Erstürmung eines russischen Gutshofes auf der Insel Oesel schwer ver-

wundet aus dem Sattel sinkt, da hat die tödliche Kugel auch die Kartentasche durchbohrt, die die Aufzeichnungen zum „Wolf Eschenlohr" barg.

Das feindliche Geschoß setzte den letzten Gedankenstrich hinter das unvollendete Werk des Dichters.

Wir sind der Haß der Erde.

Wir sind der Haß der Erde,
ob Mann, ob Weib, ob Kind.
Doch was auch daraus werde,
wir bleiben, was wir sind!

So laßt uns schwör'n und singen
in Nacht und Sturm hinein:
Deutsch bis zum Todesringen
und nichts als deutsch zu sein!

Ihr klopft bei uns vergeblich an,
euch wurmt's, daß wir aus festem Holze.
Hier trägt sein Volkstum jedermann
in Trutz und Treu mit freiem Stolze.

Wir werden nie zur Unheilsfahrt
der welschen Habgier uns verschreiben;
wir sind von uralt deutscher Art
und wollen's ewig bleiben!

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Zwei Bismarcks unter schwedischen Fahnen (Der Schatzgräber; Callwey, München) —.20.
Das Blut der Almuth Petrus (Wiesbadener Volksbücher) —.15.

Edwin Erich Dwinger.



Im russischen Kriegsgefangenenlager von Totzkoje sitzt zwischen Sterbenden, Ratten und Toten, zwischen Stöhnen und Röcheln, Gestank und Schmutz ein siebzehnjähriger deutscher Dragonerfähnrich. Bange blaue Augen schauen aus seinem verquälten, blutleeren Knabengesicht. Seine aschfahle Haut scheint so dünn, „daß der Tod nur mit dem Finger hinzutupfen gebraucht hätte, um alles zu zerstören". Doch er, der selbst kaum noch lebt, hält an der Pritsche eines Todkranken Wache. Spielend, malend, kritzelnd gleitet sein Tintenstift über ein Stück Packpapier. Verse? — Seit wann kann er dichten? — Draußen vor den Barackentüren liegen haufenweis die Leichen verkommener Kameraden. Dreihundertundfünfzig sterben täglich. Wahnsinnige, verwirrt durch Schmerzen, Durst und Grauen, „kriechen heulend zwischen den Toten herum und spielen mit den Ratten, als ob es kleine Hunde wären".

In dieser Hölle der Qualen schrieb Dwinger sein erstes Gedicht. Übermächtig quoll es aus ihm heraus, als ob er schon hundert Gedichte geschrieben hätte.

Deutsche Heimat, deine Lande
nur noch einmal frei der Bande
mit versehntem Aug zu grüßen
und auf wandermüden Füßen
deine Erde zu betreten,
ist mein Beten . . .

Nur noch einmal deine Felder,
deine dunkeldichten Wälder,
wo auf grünen Kiefernzweigen
sprießend helle Kerzen steigen:
Deine Wälder zu betreten,
Ist mein Beten.

Nur noch einmal deine Heiden,
deine Blumenhügelweiden,
die in roten Lichtern glänzen,
buntgeschmückt von Blütenkränzen:
Deine Heiden zu betreten,
Ist mein Beten.

Deutsche Heimat, deine Erden
nur noch einmal vor dem Sterben
mit dem durst'gen Mund zu küssen,
nur in letzten Scheidegrüßen
deine Gräber zu betreten,
Ist mein Beten.

„Ich weiß jetzt" — so sagt er später in seinem sibirischen Kriegstagebuch — „warum das Gedicht aus mir brach. Es ist das letzte Wort, das ich für alle sprechen sollte — an unsere Heimat! Deutschland, Deutschland, du bist unser letzter Gedanke . . . Für dich haben wir gelitten, für dich sind wir gestorben. Vergeßt das nicht!"

Als Dwinger nach fast sechsjähriger Marter endlich die Flucht aus der Gefangenschaft geglückt war, da hatte ihm das Schicksal schon seinen weiteren Lebensweg vorgezeichnet. „. . . Mir war es, als ob auf ein paar von uns die harte Pflicht gefallen sei, die Schwäche unseres einen Teils auszugleichen. Ich sah die Schlucht, die sich schon vor dem Kriege zwischen unserem Stand*) und dem Volke aufgetan hatte, mit dessen Ende meertief auseinanderklaffen. Seht Ihr es nicht, rief es in mir, daß diese Schlucht sich niemals wieder schließen wird, wenn sich nicht einer von Euch findet, der sie mit eigenem Leibe schließt . . . Ich will der Eine sein — das ist mein Grund zum Ganzen!"

Diese klaren Worte bedeuten das Programm für Dwingers dreibändiges Erlebniswerk, in dem er den Leidensgang der deutschen Kriegsgefangenen darstellt. Schlicht, gerecht und wahr, nicht mehr anklagend und hadernd, gestaltet er in der „Armee hinter Stacheldraht" die Kameradschaft, Not und Sehnsucht von Hunderttausenden. Wir sehen an seinen Schicksalsgefährten, wie Göttliches und Tierisches im Menschen miteinander ringen, und wie sich in diesem Kampf der gequälten Geschöpfe, die beten und fluchen, glauben und verzweifeln, trösten und eifern und heldenhaft zu sterben wissen, der Wille des Menschen als Überwinder des Schicksals erweist. Und noch mehr: Wir erleben in Dwingers Gestalten den deutschen Kämpfer, wie er war und wie er sein soll für ewige Zeiten.

Leutnant Brehm, heute Dichter und Schriftsteller, damals einer von den Leidensgenossen Dwingers, erzählt uns, wie das Buch seines Kameraden auf ihn gewirkt hat: „. . . Ich las es nicht, ich taumelte, kroch, schwankte, humpelte und keuchte durch das Buch . . . Ich erkannte in der „Armee hinter Stacheldraht" alle Örtlichkeiten wieder, noch einmal erlitt ich all das, was das Allerschwerste gewesen, nicht ganz im Meere des Elends versunken zu sein und den ringsum Untersinkenden nicht helfen zu können. . . . Daß Dwinger mit keinem Wort übertrieben hatte, das konnte ich für jenen Teil bezeugen, den ich selbst miterlebt hatte — ach — und das andere, das Schrecklichere, das hatte ich ja immer geahnt."

Im Offizierssaal waren also, wie wir hörten, die Verhältnisse besser als im Mannschaftslager; aber der Fähnrich Dwinger lehnt die ihm zustehende Erleichterung ab mit den Worten: „Ich habe Kameraden — Kameraden, die wie Brüder für mich sorgen! Ich möchte bei ihnen bleiben, solange es möglich ist. Mit meinen Sprachkenntnissen kann ich ihnen manches nützen. Und sie haben niemand sonst, der ihnen helfen könnte . . ."

In der russischen Tragödie „Zwischen Weiß und Rot" zeigt Dwinger, dessen Mutter selbst Russin war, mit feinem Verständnis, „welchen Bußweg ein Volk wie das russische anzutreten hatte, um alles, was es getan und noch mehr, was es unterlassen hatte, zu sühnen". Die gewalttätige Auseinandersetzung zwischen dem Bolschewismus und seinen Gegnern ist nur ein Sinnbild für den weltgeschichtlichen Wendepunkt, den der Krieg bedeutet. Die alten Grundlagen der Gesellschaft sind

*) Dwingers Vater war Seeoffizier.

morsch geworden, überall, nicht nur in Rußland. „Seht," so sagt Dwinger, „in solch einem Winkel verzuckte der große Krieg, erfror und erstarrte er und riß die Gefangenen mit in seinen Strudel*), seht, so einsam und preisgegeben ist ein Mensch, der fern von seinem Staat und fern der Heimat lebt, den andere Gesetze und andere Menschen beherrschen." Diese Worte Dwingers enthalten das Wertvollste, was ihm die schlimmen Jahre seiner Gefangenschaft geben konnten: das Erlebnis der Nation. Die Nation ist wie ein Körper, der nur leben kann, wenn alle Glieder gesund und im Dienste dieses Körpers tätig sind. Das hatte ihm das Sterben des russischen Volkes sinnvoll klargemacht. Oder wie Gorch Fock gesagt hätte: „Der einzelne soll nicht losgelöst von seinem Stamm etwas leisten wollen. Er ist nur eine Sprosse und kann nur in der Leiter wirken." Aus dem Erlebnis der Nation erwächst folgerichtig auch ein neuer Sinn des Lebens: „. . . Wir müssen, haben wir damals unsere Pflicht getan, wieder zur Pflicht zurück und an die Aufgabe herantreten, die uns zugewiesen ist . . . Denn wer einmal gedient hat, kann nie wieder willkürlich über sich verfügen, er muß immer wieder antreten und bemüht sein, den anderen zu helfen, dadurch, daß er das Rettende in sich sucht . . ."

So denken alle die Männer, von denen Dwinger in seinem dritten Buch spricht. „Wir rufen Deutschland" heißt sein Titel, und es ist zugleich der Hilfeschrei und Weckruf jener Getreuen, die endlich 1921 aus der Hölle Sibiriens heimkehren. Was sie am Leben erhielt, sprach am Heiligabend hinter Stacheldraht und zwischen Sterbenden ein deutscher Arzt aus: „Ein Mensch, der nicht fähig ist, sich für eine Idee aufzuopfern, gleich welcher Art, ist im höheren Sinn noch kein Mensch, kam über die Tierstufe nicht hinaus . . . Wir tun hier das, was erst den Menschen ausmacht: Leiden für eine Idee . . ." Und dieser Gedanke, an dem sie sich in ihrer übermenschlichen Not immer wieder aufrichteten, war ihr Glaube an einen höheren Sinn ihrer Qualen. „Unser Leiden durfte und mußte sein, wenn es das letzte dieser Art ist! . . . Und damit alle, die uns einst hören, mit uns den Bruderkrieg um jeden Preis vermeiden, gleich uns ihr Letztes geben für den Frieden zwischen den Völkern und im eigenen Volk . . ." Ihr Glaube muß nach ihrer Rückkehr in die Heimat noch eine harte Probe bestehen; denn das Deutschland, das sie betreten, hat nichts mehr gemein mit ihrem Vaterland, für das sie 1914 in den Kampf gezogen waren. Man dankt ihnen schlecht, was sie erlitten, stößt sie hierhin und dorthin, bis schließlich die Verwirrung dieser bewegten Jahre auch sie erfaßt und sie zur tätigen Stellungnahme zwingt. Als Helden, die gewohnt sind zu dulden und zu opfern und gläubig zu handeln, werden sie im Sinne des Vermächtnisses ihrer toten Kameraden zu Kämpfern für ein neues freies Deutschland.

Dwingers Dramen „Die Gefangenen (1933) und „Wo ist Deutschland?" (1934) behandeln denselben Stoff wie seine drei Erlebnisbücher. Sie stehen — wie Dwingers ganzes künstlerisches Schaffen — unter dem Leitgedanken:

„Es gibt heute nur eine Aufgabe für den Dichter:
Deuter und Wegbereiter der Nation zu sein."

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

In der Hölle von Totzkoje. Kriegsgefangen in Sibirien (Kranz-Bücherei) —.30. Zug durch Sibirien (Deutsche Reihe) —.80.

---

*) Dwinger kämpfte wie viele deutsche Kriegsgefangene fast zwei Jahre lang in den Reihen der weißen Truppen gegen die Rote Armee.

Ernst Jünger.



Im August 1918 sandte der Befehlshaber der 111. Infanterie-Division, Generalmajor von Busse, folgendes Schreiben an den deutschen Kaiser:

„Leutnant Jünger ist in der ganzen Division bekannt als rücksichtslos tapferer Führer, der von seinen Füsilieren alles verlangen kann, dem seine Kompagnie unbedingt folgt, wohin er sie führt . . . Das leuchtende Beispiel, das er unzählige Male gegeben hat, ist in den schweren Zeiten, die die Division durchgemacht hat, von so großer Bedeutung, daß ich diesen jungen Offizier, der auch den erfolgreichsten Fliegern wohl gleichwertig zu achten ist, zu der hohen Auszeichnung mit dem Orden Pour le mérite in Vorschlag bringe. Am 25. 8. ist Leutnant Jünger zum siebenten Male verwundet worden. Er hatte an dem Angriff des Regiments gegen Sapignies wieder in vorderster Linie teilgenommen, war als einer der ersten in das Dorf eingedrungen, dann aber, weil die Nachbardivision dem Angriff sich nicht anschloß, von den Engländern völlig umfaßt worden. Es gelang ihm, schon verwundet, sich mit dem Rest seiner Kompagnie durch die Engländer hindurchzuschlagen. Vom Feldlazarett versprach er mir brieflich, sobald als irgend möglich zur Truppe zurückzukehren."

Am 22. September 1918 wird dem 23jährigen Helden, dessen Körper 20 Schußnarben aufweist, die seltene Ehre zuteil, vom Kaiser mit dem höchsten Kriegsorden ausgezeichnet zu werden.

Im Felde hatte Jünger von seinen Mannschaften den Beinamen „Der ruhige Leutnant" bekommen, weil sie in seiner Nähe das sichere Gefühl unbedingter Geborgenheit hatten. Hier liegt das Geheimnis seiner überragenden Führerpersönlichkeit: er war das erzieherische Vorbild seiner Leute. „Wenn wir hier etwas gelernt haben, so ist es das, daß die Tat allem andern überlegen ist. Das wollen wir auch mit in den Frieden hinübernehmen, denn die Zeiten des blutigen Kampfes sind selten, aber überall soll der Mann sich ganz einsetzen für das, an was er glaubt."

Wenn wir aus der Fülle der Kriegsbücher immer wieder die Schriften Ernst Jüngers herausgreifen, so geschieht das nicht allein wegen der anziehenden Gestalt des Dichters, sondern zumeist wegen der Einzigartigkeit seiner künstlerischen Leistung. „So wie Herr Leutnant geschrieben hat, ist aber auch alles gewesen." Das ist der Eindruck eines einfachen Soldaten über Jüngers Kriegsbücher. Dasselbe bestätigen englische, französische und neuseeländische Offiziere.

Der Krieg, wie ihn Jünger in seinem Kriegstagebuch „In Stahlgewittern", im „Wäldchen 125" oder in „Feuer und Blut" darstellt, ist kein einmaliges persönliches Erlebnis, sondern bedeutet in seiner herben Sachlichkeit das gestaltete Schicksal a l l e r Frontkämpfer. „Jünger ist nicht der Redner ü b e r, sondern der Sprecher f ü r fast zwei Millionen Tote und mehr als eine Million Überlebender." Die

Art, wie der Dichter Feldschlacht und Schützengrabenkampf, seelisches Erleben und sittliche Werte (Kameradschaft, Heldentum, Pflicht, Ehre) wieder lebendig werden läßt, packt den Leser so gewaltig, daß er spürt: hier werden nicht nur Tatsachen berichtet, sondern hier versucht ein großer Denker, seiner Zeit eine sinnvolle Deutung zu geben. Für ihn ist „der Krieg kein materieller Vorgang, es sind höhere Wirklichkeiten, denen er unterworfen ist. Dort, wo sich zwei Kulturvölker gegenüberstehen, liegt mehr auf der Waagschale als Sprengstoff und Stahl . . . Es ist uns klar gewesen, daß es um letzte Dinge ging, woher hätten wir sonst wohl die Kraft zu einer Leistung geschöpft, die unerklärlich scheint? . . . Vielen von uns, ob wir mit dem Kopf oder mit der Hand arbeiteten, stand der Begriff des Vaterlandes wegen politischer und geistiger Einflüsse nicht mehr so nahe, wie es hätte sein müssen. Aber hier rief doch etwas, das unsere Hingabe, das Opfer der ganzen Person forderte — und das ist es, wonach die Jugend verlangt . . . Das Wort Vaterland veränderte uns von Grund auf wie eine uralte Zauberformel, es war eine Lösung der Parteiungen und Zersplitterungen, die jeden befriedigte. Die waffenfähige Jugend fand sich vollzählig bei den Regimentern ein, sie zeigte durch die Tat, daß sie der Aufgabe, die die Zeit ihr stellte, gewachsen war, und daß sich das Land auf sie verlassen durfte."

Angesichts dieser heldischen Haltung eines ganzen Volkes sollte auch nach dem verlorenen Kriege nie die Frage laut werden: „Wozu ist das alles gewesen?" Denn — so sagt Jünger — „eine unsterbliche Tat ist unbedingt und von ihrem Ausgang unabhängig, sie ist für ein Volk eine ewige Quelle der Kraft." In den großen Notzeiten unseres Volkes hat es immer charaktervolle Männer gegeben, die darauf hinwiesen, daß die Gesinnung immer das Entscheidende ist und nicht die möglicherweise mißglückte Tat. So dachte Meyer-Waldeck, der Gouverneur von Tsingtau, als er trotz zwanzigfacher japanischer Übermacht an Wilhelm II. drahtete: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum äußersten." In dieser Erkenntnis verteidigte Oberst von Lettow-Vorbeck mit weniger als 3000 Schutztrupplern Deutsch-Ostafrika gegen ein englisches Aufgebot von 150 000 Mann und 150 Generalen. Und so dachte Adolf Hitler, als er im waffenlosen braunen Kleid, allein gestützt auf das innere Recht und die Ehre, den Kampf um ein einiges, wieder geachtetes Deutschland aufnahm.

„Darum hat" — so spricht Jünger in „Feuer und Blut" für das ganze Frontkämpfergeschlecht — „jeder große und harte Wille auch unsere Gefolgschaft gefunden, soweit die Geschichte reicht. Und überall, wo es später auch sei, wo dieser Wille sich erhebt, wird er Leute von unserem Schlage finden, deren Glück es bedeutet, durch ihn für die gemeinsame Idee zu siegen oder unterzugehen".

Es sollte heute jedem Deutschen klar sein, daß das Erlebnis der Kameradschaft im Schützengraben, die große gemeinsame Not und der eiserne Lebenswille, sich von diesem Schicksal nicht unterkriegen zu lassen, den neuen deutschen Menschen geschaffen hat. Er ist volksverbunden, also sozial, weil ihn der Krieg zur Gemeinschaft erzogen hat. Und er ist vaterlandsbejahend, also national, weil er wieder spürt, daß allen Volksgenossen gemeinsam ist: Blut und Boden, Schicksal und Zukunft.

„Wir können gar nicht national, ja nationalistisch genug sein. Eine Revolution, die das auf ihre Fahnen schreibt, soll uns stets in ihren Reihen finden, denn nicht der Staat ist unser Unbedingtes . . . Wir hängen nicht an seiner Form, schon aus dem Grunde nicht, weil das Volk immer noch weit über seine geographischen Grenzen greift. Die

Gliederung aller Deutschen in das große Hundertmillionenreich der Zukunft, das ist ein Ziel, für das es sich wohl zu sterben und jeden Widerstand niederzuschlagen lohnt."

Es genügt Ernst Jünger nicht, sich nur deutsch zu fühlen. Der wahre Deutsche muß sein Deutschtum auffassen als Verpflichtung gegenüber der Menschheit und der ganzen Welt.

„Der wirkliche Kern unseres Volkes wird, auch wenn wir besiegt werden sollten, die Überzeugung nicht fahren lassen, daß es um eine Welt nur gut stehen kann, in der wir die Ersten sind. Wir werden abwarten, wie sich die Sieger der Verantwortung, die ihnen zufällt, gewachsen zeigen. Unsere Stunde wird wieder kommen, denn so stark ist keiner, daß er die Leitung der großen Geschicke auf die Dauer in der Hand behalten könnte . . . Erst, wenn die Stunde kommt, wird sich vielleicht herausstellen, daß wir diesen Krieg verloren, um an ihm in die Höhe zu wachsen."

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Ausmarsch zur großen Schlacht. — Pirschgang. — (In dem Bändchen „Im Trichterfeld der Großschlacht"; Zellbücherei) —.90. Der Krieg als inneres Erlebnis (Deutsche Lesebogen, Velhagen u. Klasing) —.50.

Werner Beumelburg.



Werner Beumelburgs Wiege stand in einem Pfarrhaus an der Mosel. In seinen Schuljahren streifte und spähte er viel im Freien umher und verriet im Verkehr mit seinen Spielkameraden schon frühzeitig die Eignung zum Führer.

Das Erlebnis des Weltkrieges brachte die in ihm schlummernden Kräfte dann zur vollen Entfaltung. Sobald Beumelburg das wehrfähige Alter von 17 Jahren erreicht hatte, legte er die Notreifeprüfung ab und trat im Frühjahr 1916 als Fahnenjunker in ein rheinisches Pionier-Bataillon ein. Nach kurzer Ausbildung wurde der blutjunge Kriegsfreiwillige mit dem frischen Ersatz in den Hexenkessel von Verdun geworfen. Hier reifte er in Schlamm und Dreck, zwischen Tod und Grauen in wenigen Monaten zum Manne heran. Fünfzehn Jahre mußten diese Schicksalstage auf seiner Seele lasten, ehe er fähig war, einen dichterischen Ausdruck dafür zu finden. „Die Gruppe Bosemüller", sein Frontsoldatenroman, der 1930 erschien, schildert mit erschütternder Sachlichkeit diese furchtbaren Kämpfe um Verdun. Die Pioniergruppe des Unteroffiziers Bosemüller, ein wahres Sinnbild für den Geist in der deutschen Truppe, läßt sich von der Wucht der Ereignisse nicht unterkriegen. Zwar setzt sich jeder seiner Natur entsprechend mit diesem Schicksal auseinander, still, trotzig, fluchend oder spottend; aber sie alle bleiben im Leben wie im Sterben Soldaten, denen Pflichtbewußtsein, Kriegerehre und Kameradschaft untrennbare Begriffe sind. Das Erlebnis der Kameradschaft wandelt die Menschen derart um, daß sie sich auf Heimaturlaub kaum noch zurechtfinden und froh sind, wenn sie wieder „heim zur Kompagnie" können.

So schreibt der Kriegsfreiwillige Siewers aus dem Heimatlazarett an einen Kameraden der Gruppe Bosemüller: „Lieber Wammsch, es ist so schön zu Hause, und es ist doch wieder nicht schön. Sie sind alle so gut zu mir, das macht einem das Fortgehen schwer. Aber wie kann ich ihnen denn klarmachen, daß ich gar nicht mehr hier zu Hause bin und daß sich alles geändert hat? Ich habe jetzt eine andere Heimat. Ich bin hinausgegangen mit jugendlichem Unverstand und mit leichtsinnigen Vorstellungen. Und nun ist draußen etwas entstanden, was stärker ist als alles andere . . . Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Wege zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen. Denn, so sage ich mir, wie es bei uns ist, so ist es gewiß auch bei den andern, beim ganzen Heer, wir können es nur nicht sehen, und dann wird aus den vielen kleinen Kreisen der große Kreis, der das Ganze umfaßt."

Beumelburg war erst wenige Tage im Felde, da hatte er sich schon das E. K. II verdient. Die Regimentsgeschichte berichtet, wie er mit einem Pionier von seinem Zug ausgeschickt wird, um die verlorengegangene Verbindung mit den anderen Kompagnien wiederherzustellen. „Ohne es zu wissen, gelangten beide durch eine französische Postenlinie hindurch und erreichten schließlich einen am Westrand des La-Vauche-Waldes gelegenen Unterstand der ehemaligen Artillerieschutzstellung. Beumelburg stieg in den Unterstand hinab und traf dort auf etwa vier Franzosen. Während der begleitende Pionier sich einigen Franzosen ergab, die mittlerweile aus dem östlichen Teil der Stellung herbeigeeilt waren, versuchte Beumelburg, von den Franzosen im Innern verfolgt, den Ausgang des Unterstandes zu gewinnen, geriet aber dort mit den herbeigeeilten Feinden aneinander. Nach kurzem Ringkampf gelang es ihm, sich loszureißen und in der Richtung nach der Brûle-Schlucht zu verschwinden. Vergebens schoß man hinter ihm her. Er erreichte wieder unversehrt seinen Zug. Man sieht, der Gefreite, spätere Leutnant Werner Beumelburg, gab seinem Bruder Walter B. (von dem die Regimentsgeschichte mehrere kühne Taten zu berichten weiß) an Schneid und Unerschrockenheit nichts nach."

Von September 1917 ab nahm Beumelburg als Offizier in seiner alten Kompagnie an fast allen großen Kampfhandlungen der Westfront teil und erwarb sich in einer Tankschlacht das E. K. I. Als er im November 1918 den grauen Rock ausziehen mußte, war er mit 19 Jahren ein fertiger Mann — ohne Lebensstellung. Wo sein wahrer Beruf liege, hatte er wohl bald gefühlt. „Die große Not, die über uns gekommen ist, der verschwenderische Tod, der zwei Millionen weggerissen und der unsere Schulklassen und Hörsäle furchtbar gelichtet, das Trümmerfeld, das uns entgegenstarrte, als wir die Schlachtfelder verließen und trostlos heimkehrten, das vergangene Jahrzehnt der inneren Kämpfe, das erbitterte Ringen um einen neuen Staatsgedanken, der immer wieder vergebliche Anlauf zur nationalen Sammlung und zur entschlossenen Tat, der eine ganze junge Generation in seinen Strudel gerissen — kurzum, der eigene, unablässige Kampf, in dem wir stehen, hat uns endlich zu einer anderen Betrachtung geführt." „. . . Wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis. Und das war früher unser Fehler, daß wir den großen Kreis begreifen wollten, ohne den kleinen zu kennen."

So wurde Beumelburg zum Sprecher des Frontkämpfergeschlechts, zum Gestalter des Kriegserlebnisses, zum Deuter der großen Zeitwende und zum Mahner und Wegweiser der Nachkriegsgeneration.

Nach kurzem Studium der Staatswissenschaft und Geschichte und vorübergehender Schriftleitertätigkeit schrieb er im Auftrage des Reichsarchivs mehrere Bände Schlachtendarstellungen: „Douaumont" (1922), „Ypern" (1923), „Loretto" (1924) und „Flandern" (1925). Bald darauf erschienen, wieder in jährlicher Aufeinanderfolge, seine großen geschichtlichen Bücher, die seinen Namen bald bekannt machten: „Sperrfeuer um Deutschland" (1929), „Deutschland in Ketten" (1931) und „Bismarck gründet das Reich" (1932). Beumelburgs neuster Roman „Das eherne Gesetz" (1934) ist eine Fortsetzung des Kriegsbuches von der „Gruppe Bosemüller". Im Mittelpunkt der Handlung steht der Kriegsfreiwillige Siewers, der sich in das ruhige, bürgerliche Leben nicht mehr einfügen kann. Sein Leben erhält erst wieder einen Sinn, als er nach schweren inneren Kämpfen erkennt, daß sie, die heimgekehrten Krieger, vom Schicksal dazu auserwählt sind, dem kommenden Geschlecht das eherne Gesetz vorzuleben, das dem einzelnen jederzeit zu sterben befiehlt, wenn es um das Wohl und Wehe des Ganzen geht. Denn — so sagt Beumelburg an anderer Stelle — „größer und heiliger als die Begeisterung des Augenblicks sind die dauernde Bereitschaft zum Einsatz und jene Gesinnung, die den einzelnen nur als Glied der Gemeinschaft und die Gemeinschaft nur als Glied in der Kette der Generationen empfindet!"

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann wie Beumelburg, dessen ganze rastlose Nachkriegsarbeit ein leidenschaftlicher Kampf um den Wiederaufstieg Deutschlands war, nach dem Siege des Nationalsozialismus auf einen geistigen Führerposten rückte. Als Präsident der Dichterakademie, als Senatsmitglied und Generalsekretär sowie als persönlicher Freund mancher führenden Persönlichkeit des neuen Staates hat er Einfluß auf weite Gebiete des geistigen Lebens unseres Volkes.

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Mit 17 Jahren vor Verdun (Kranz-Bücherei) —.30. Langemarck 1914 — Vor Verdun 1916 — Der Soldat von 1917 — Leben an der Front — Flandern. (in: Das Gesicht des Krieges, Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen) —.50. Der Feigling. Die Belagerung von Neuß. Zwei Novellen. (Quelle u. Meyer) —.80. Deutschland erwacht. Potsdam und Berlin am 21. u. 23. März 1933. (Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen) —.40.

Hans Grimm.



Hans Grimm, aus altem niedersächsischem Geschlecht, gehört zu den Männern, deren ganzes Denken und Trachten vornehmlich dem Kolonialdeutschland gilt. Nach kurzer kaufmännischer Lehrzeit in England war er über ein Jahrzehnt im Kapland als Kaufmann tätig.

Bevor Hans Grimm 1910 als gereifter Mann in die Heimat zurückkehrte, hatte er auch Deutsch-Südwestafrika gründlichst kennen gelernt. Das Bestreben des 35jährigen ging nun dahin, seine reiche Lebenserfahrung durch staats- und kolonialwissenschaftliche Studien abzurunden. Nebenher entstanden seine ersten schriftstellerischen Arbeiten. Während seines sechsjährigen Studiums in München und Hamburg hatte er mit 36 Jahren geheiratet. Kurz darauf starb seine Mutter,

die „durch den fünfzehnjährigen Irrgang hindurch" — so sagte sie — unerschütterlich an die dichterische Begabung und Sendung ihres Sohnes geglaubt hatte. Der damals noch namenlose Dichter war von diesem so trostlos ausklingendem Lebensschicksal aufs tiefste ergriffen. „Wenn sie noch den Band Südafrikanische Novellen, der endlich 1913 erschien, in Händen gehalten und die freundlichen Besprechungen hätte lesen können, ihr lebendiger stolzer Geist hätte die Qualen der Sterbemonate leichter ertragen."

Mitten aus seinem künstlerischen Schaffen riß den 41jährigen der Krieg, an dem er von 1916 ab als Kanonier und später als Dolmetscher teilnahm. Ein Kommando zur militärischen Stelle des Auswärtigen Amtes gab ihm Muße und Gelegenheit, den „Ölsucher von Duala" zu schreiben. „Ganz nüchtern sollte ‚dieses peinlich wahre Buch' auf Grund beschworener Aufzeichnungen und eidlicher Aussagen festhalten, welches Schicksal die deutschen Männer und Frauen von Duala (Kamerun) getroffen hatte, wie die nach Abomey verschleppten Männer dort außer Hörweite der Welt gemartert wurden." Dieses Werk und mehrere Bände Novellen hatten Grimms Dichterruhm schon fest begründet, waren aber letztlich nur Vorarbeit gewesen auf sein Lebensbuch hin, den zweibändigen, weit über 1000 Seiten starken Roman „Volk ohne Raum".

Nach dem Kriege hatte der Dichter in seiner Heimat den alten Klosterhof Lippoldsberg an der Weser erworben und erlebte hier den unglücklichen Friedensschluß, der uns den Verlust sämtlicher Kolonien brachte. „Ich tat zwei Jahre hindurch Handarbeit und war wie ein Irrer. Bis zu dem angeblichen Frieden habe ich kaum geschlafen. Die Austreibung der 6000 Südwester, die Verjagung der Deutsch-Ostafrikaner empfand ich als mir selbst geschehen." Diese seelische Erschütterung aus innigster, unmittelbarer Volksverbundenheit zu verstehen, war der schöpferische Antrieb für das Schicksalsbuch der deutschen Nation „Volk ohne Raum". „An uns ziehen sie vorüber, lebendig, handelnd, leidend, alle die vertriebenen, entrechteten, unterdrückten, verkommenen und bedrohten deutschen Menschen. Eindringlich sehen sie dich an, und du bist unter ihnen, du auch." Ein Beispiel wird dir das klarmachen: Wenn es dem deutschen Volke schlecht geht, so wird auch dir und allen deutschen Menschen ein trauriges Los beschieden sein; und umgekehrt: geht es dir und allen deutschen Volksgenossen gut, so kann auch das Schicksal deines Volkes kein unglückliches sein. „Das Los des Volkes" läßt sich also „aus dem Schicksal seiner Menschen und das Los des einzelnen aus dem Geschick seines Volkes" ableiten. Diese einfache Wahrheit beweist der Dichter in seinem Hauptwerk.

Als langjähriger Auslandsdeutscher hatte Grimm einen weiten Blick für die Not des Mutterlandes bekommen. Er hatte draußen in der Fremde erfahren, daß der Mensch — genau wie die Pflanze — zu seinem inneren Wachstum und äußeren Gedeihen Raum braucht. Und ihm wurde jenseits des Weltmeeres immer klarer, daß dem deutschen Volke seit langem diese lebensnotwendige räumliche Ausdehnungsmöglichkeit fehlt. Er macht das durch eine sehr einfache Feststellung verständlich:

„Vor dem Kriege gehörte ein Fünftel der Erde den Engländern und ein Sechstel der Erde den Russen und ein Vierzigstel der Erde den Deutschen. Und nach dem verlorenen Kriege steht es so: nach dem verlorenen Kriege haben je 15 Engländer 1000 m im Geviert zu eigen,

und je 8 Franzosen haben 1000 m im Geviert zu eigen, und je 7 Russen haben 1000 m im Geviert zu eigen, und je 6 Belgier haben 1000 m im Geviert zu eigen, wie alles verteilt ist, und 132 Deutsche müssen sich mit 1000 m im Geviert begnügen."

Dieses deutsche Volksschicksal hat Grimm in seinem Roman an dem Lebensgang einiger Menschen veranschaulicht.

Da steht zunächst vor uns Cornelius Friebott, der deutsche Mensch in der Fremde. Überall gehaßt, ausgestoßen, höchstens geduldet, erkennt er, daß hier draußen jeder Deutsche als Vertreter seiner Nation steht, und daß mithin seine eigene Sache zugleich eine deutsche Angelegenheit ist. Deshalb stellt er nach dem verlorenen Kriege und den vielen überstandenen eigenen Leiden nur die eine Frage: „Soll ich leben geblieben sein aus dem weggeworfenen deutschen Kriege der Millionen Toten ohne neue Verpflichtung . . .?" Cornelius Friebott beantwortet diese Frage mit einem tatkräftigen Nein. Er wird politischer Redner und beginnt in mühsamer Kleinarbeit seinem Volke klar zu machen, was er als Deutscher im Ausland erlitten hatte, warum das so kommen mußte, und welche praktischen Schlußfolgerungen man daraus ziehen müsse.

Werde auch du so ein Kerl wie Cornelius Friebott und „suche und gehe wie er den neuen Weg zu einem Deutschland für alle Deutschen"! Und merke dir: „Zum deutschen Volke kann heute niemand mehr, wenn er nicht mit eigenen Füßen zu ihm hingeht und mit eigenen Augen in seine Gesichter sieht und mit eigenem Munde in seine Ohren redet. Der Anfang muß im Kleinen geschehen." Nimm dir ein Beispiel an Cornelius Friebott!

Oder sei wie der Hauptmann Friedrich von Erckert und seine Getreuen, die nach neun Monaten mühseliger rastloser Vorbereitung im März 1908 gegen den Hottentottenhäuptling Simon Kopper in die Kalahari-Wüste zogen. Sei wie dieser geborene Führer und lerne, was Friedrich von Erckert „für sich und sich selbst beratend" auf seinen Schreibblock schrieb: „In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele reinhalten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Sich sagen, daß eine gerade, aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen, nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, gesammelten Willen wenden. Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineingeraten, aber darin zu bleiben braucht niemand . . ."

„Die Fülle des Inhalts der beiden Bände ist unerschöpflich. Hundert politische Fragen spielen hinein, Sozialismus, Kolonialpolitik, Revolution, Streik . . ." Das Werk „ist von Anfang bis zum Ende die riesenhafte Dichtung von der Not des deutschen Volkes".

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Der Zug des Hauptmanns von Erckert [Ein Abschnitt aus „Volk ohne Raum"] (Die Kleine Bücherei) —.80. Südafrikanische Gestalten. Zwei Erzählungen (Kranz-Bücherei) —.30. Aus John Nukwas Lehrjahren (Deutsche Jugendbücherei) —.20.

Hans Friedrich Blunck.



Bluncks Ahnen sind niederdeutsche Bauern, die seit Jahrhunderten an der Nordseeküste siedeln. „Zuweilen waren auch Seeleute dazwischen, Kätner, Handwerker; auch Menschen, die sich gegen die Gesetze auflehnten, einmal einer, der nicht mehr leben mochte, als der großdeutsche Traum zu Ende ging. Aber immer war es Volk." Blunck, dem nicht nur die Gegend um Hamburg, sondern ganz Schleswig-Holstein und das weite Gebiet um Nord- und Ostsee Heimat bedeutet, wird über die Grenzen Niederdeutschlands hinaus zum Dichter germanisch-nordischer Prägung. Der ganze germanische Norden von der Niederelbe bis Holland und herüber nach Skandinavien und England wird in seinen Werken lebendig. Die „hansische Landschaft" nennt er diesen weiten Raum, den er nicht nur als geschichtliche Vergangenheit sieht, sondern als eine künftige norddeutsche Aufgabe. Keine Rassenüberheblichkeit, wohl aber ein leistungsstolzes arisches Selbstbewußtsein und ein sehnsüchtig-tiefer Glaube kennzeichnen sein künstlerisches Schaffen. Gott und Mensch ist das immer wiederkehrende, unerschöpfliche Thema, das in seinen Dichtungen anklingt; gleichgültig, ob er die germanische Frühzeit oder die jüngste deutsche Gegenwart gestaltet.

„Sprung über die Schwelle" ist eins der Blunckschen Märchenbücher benannt. Dieser Titel kennzeichnet und versinnbildlicht zugleich das ganze Werk und Wesen des Dichters. In seinen Romanen und Märchen werden Naturerscheinung und Maschinenkraft zu Geistern und Kobolden, die in Baum und Wasser, unter der Erde, in Flugzeug und Lokomotive ihr Dasein führen. Unterirdische (das sind unter der Erdoberfläche wirkende vulkanische Kräfte) gewinnen menschliche Gestalt, „bauen Untergrundbahnhöfe, unterhalten sich mit jenen sonderbaren, einbeinigen, langen, dünnen Käuzen, die in Reih und Glied an den Landstraßen stramm stehen, viele Drähte von Rücken zu Rücken schleppen, kleine weiße Köpfe haben und jeden Windzug nachsingen; sie werden zu Helfern am Bau von Unterseebooten und haben ihren Spaß daran, den Menschen bald hilfreich beizustehen, bald sie zu foppen".

Was Blunck den „Sprung über die Schwelle" nennt, ist das „Erahnen der tiefen, geheimnisvollen Kräfte, die um uns wirken . . . Empfindungen, die zumeist unausgesprochen bleiben, Träume und Gedanken, Ströme, die auf den Menschen einwirken, wenn er durch die Unermeßlichkeit der Natur und der Maschinenwelt schreitet, ohne zu irren, zu hasten".

In den Märchenbänden „Von Klabautern und Rullerpuckern" und „Von klugen Frauen und Füchsen" ist ein gut Teil niederdeutschen Volksglaubens wieder ans Licht gebracht worden, wie er als Rest der altgermanischen Naturreligion noch heute an der deutschen Wasserkante weiterwuchert. Weit wichtiger aber ist des Dichters Verdienst, mit seinen Märchen das Denken der Menschen wieder auf den uralten Dreiklang

Gott—Erde—Mensch gelenkt zu haben. Denn „das Märchen ist mit seinen Geistern und Unterirdischen, Zwergen und seltsamen Frauen, mit seiner Verbundenheit zwischen Tier und Mensch, Ausdruck der gewaltigen Schöpfereinheit von Himmel und Erde. Märchen ist der fröhliche Erweis vom Wirken Gottes", das sich in allen Dingen offenbart.

Neben seinen Märchen, Legenden und Geistergeschichten bilden vier Romankreise das bisherige Hauptwerk des Dichters. Die hansische Vergangenheit erfaßt der geschichtliche Dreiband „Werdendes Volk". In die deutsche Frühgeschichte führen die drei Bücher der „Urvätersaga". Auslandsdeutsche Fragen der Gegenwart behandeln die beiden in Amerika spielenden Romane „Land der Vulkane" und „Die Weibsmühle". Die letzten zwei Jahrzehnte schließlich gewinnen Gestalt in seinem jüngsten Roman „Volkswende". Die Romanhelden aller dieser Werke verkörpern den nordischen Menschen. Er ist im Ringen mit Gott und um Gott aufrührerisch, selbstbewußt, trotzig und doch demütig, vereinsamt, friedlos und doch lebensbejahend und gläubig und darum fähig zu selbstloser Opfertat für sein Volk.

Die schlichte Gläubigkeit an die Bestimmung seines Volkes und die unerschütterliche Überzeugtheit von einem höheren Zweck und Sinn dieses Lebens ist der Grundzug in Bluncks gesamtem Schaffen. Noch schärfer als in seinen Märchen und Romanen treten diese Gedankengänge wohl in seinen Gedichten zutage. „Da eifert, flammt, grollt grimmig heiß erlebtes Deutschtum, brodelt aus tiefem Born strömendes vaterländisches Gefühl."

Erwarten.

Wißt ihr, wie ein gebrochener Glaube brennt,
wißt ihr ein Wort, das sich nicht Wort bekennt,
fragt uns, fragt den Novembertag,
der ohne Waffen uns kommen hieß,
den Schwur brach und uns in Ketten stieß!
Brüder, bleibt wach!

Es lebt ein Gesetz, das ist stärker als wir,
ist treuer als ihr Eid, ihr Panier. —
Harrt noch, verschenkt euch nicht!
Gilt Macht vorm Recht, springt das Recht auf den Rasen;
Freiheit von Gott in die Völker geblasen,
heißt unser Gericht. (1919.)

Blunck fühlt mit Dankbarkeit, wie stark seine niederdeutsche Heimat sein Werk befruchtet hat. „Wie reich und vielfältig war diese Landschaft! Nicht nur, daß der gewaltige Unterschied der beiden Meere (Nord- und Ostsee), von Marsch und Geest, von Förden und Elbe immer in Atem hielt, auch der unerschöpfliche Schatz an Sagen und Spukgestalten, an Vorgeschichte und jüngster Folklore (Volkskunde) zwang sich auf einen zu, erzwang sich das Weiterspinnen. Zahllos sind die heute durcheinandergeworfenen Erzählungen, die man in der Jugend hörte und behorchte, reich wurde auch der Schatz an niederdeutschen Worten, die man hörte und behielt und die man, noch ohne Absicht, aus allen Landesteilen zusammenzog."

Die Jugendbewegung, der Blunck angehörte, bewahrte den Dichter vor einer überschwänglichen örtlich begrenzten Heimatverehrung. Denn die Jugend wies mit ihrer neuen Zielstellung auf den großdeutschen Gedanken. In jenen Vorkriegsjahren faßte Blunck den Entschluß, Staatsmann, Jurist zu werden, „um an dem besseren Vaterland zu

arbeiten, das wir uns erträumten". Was ihm Heimat und Jugendbewegung gaben, hat sich Blunck über Krieg und Berufsjahre hinübergerettet in sein heutiges freies, verantwortungsbewußtes Dichterleben:

„Der Vögel Lieder haben mich glücklich gemacht, der Tiere Rufe galten mir; ich habe die Erde, die Steine, die Bäume, die Sterne Tag und Nacht und auch alle Gewebe der Nebel und des Himmels umfangen. Ich habe Gott und mein Volk und die Menschen so unauslöschlich geliebt, daß es wohl kein größeres Glück gibt als dieses. Und das rate ich euch an: Tut ein Gleiches, um froh zu sein."

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Kindermärchen. (Schaffsteins Blaue Bändchen) —.45. Allerlei Gelichter. Märchen (Eichblatts deutsche Heimatbücher) —.80. Von Tieren und sonderbaren Käuzen über und unter der Erde (Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen) —.35. Menschen aus der Marsch. (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Drolliges Volk (Deutsche Jugendbücherei) —.20. Vom Mukkerpukker und anderem Geistervolk (Kranz-Bücherei) —.30. Der Trost der Wittenfru. Ein Märchenbuch (Inselbücherei) —.80. Weland Wehträger, der Flieger (Quelle u. Meyer) —.80. Von Fuchs und Dachs (Klemms Einzelschriften) —.30. Weihnacht. Fünf Geschichten (Klemms Einzelschriften) —.30. Bootsmann Uhl und andere Erzählungen (Deutsches Schrifttum) —.27. Neues Volk auf der Heide und andere Märchen (Deutsches Schrifttum) —.27. Der Feuerberg (Deutsche Reihe) —.80. Das Feuerhorn. Deutsche Schicksalsgeschichte (Stalling-Bücherei) 1.20. Geschichten aus der Dämmerung (Wiesbadener Volksbücher) —.40. Zwiefaches Schauen (Wiesbadener Volksbücher) —.50. Niederdeutsche Märchen (Nordmark-Bücherei) —.80. Spuk und Lügen (Die Kleine Bücherei) —.80. Fru Holle un de Mönk. Balladen (Die Kleine Bücherei) —.80. Muckerpucker und Kolbenknecht (Bunte Jugendbücher) — 20. Die Nibelungen (Mayers Bunte Bändchen) —.90. Hein Oi und der Böse. Ein Märchenspiel (Norddeutsche Laienspiele) —.80.

Hanns Johst.



Hanns Johst ist Sachse. Der stärkste Eindruck seiner Jugend war seine Stellung als Pfleger bei Bodelschwingh. Er mußte die Krankenpflege erlernen, weil er einmal Missionar werden wollte. Jedoch das Elend, das er in Bethel zu Gesicht bekam, bestimmte ihn, seinen ursprünglichen Berufsplan aufzugeben. Er sagt darüber selbst:

„Siebzehnjährig stand ich mutterseelenallein unter 34 dem Tode verfallenen Epileptikern[1]). Vergitterte Fenster. Eine große Matratze, auf die ich die Kranken warf und hielt, damit sie sich an den Kalkwänden nicht blutig schlugen. Ein langer Tisch, zwei ebensolange Bänke, plumpes, ärmliches Spielzeug. Das Zimmer voll irrer Reden, Stöhnen, Lachen, Schauen, Greifen. Kinder von 7 Jahren bis 18. Verkümmerte, idiotische, welke und zerschundene Gesichter. Verkrüppelte Glieder. Ich die Brust prall von Mitleid und dem Glauben, helfen zu können. In der ersten Nacht, ich übernahm die Wache für einen leidenden Bruder, starb mir der erste Mensch unter den Händen. Tags darauf lag ein schöner Junge: blond, blauäugig, Tertianer, vor mir im Bett, knabberte an der Photographie seines Vaters. Ich rang in seinen Augen mit dem Dämon der Fallsucht, den ich aufkeimen sah wie eine groteske[2]) Schlingpflanze. Ich unterlag. Die Mutter — eine pompöse[3]) Frau — gab mir eine Mark Trinkgeld und ließ mir ihr Kind, innerlich von den Pflichten des

[1]) Fallsüchtige. [2]) wunderlich. [3]) prunkvoll.

Zuhause getröstet, wie ein Ding, das man abstellt, weil man selbst dafür keine Verwendung hat.

Ich ließ die Mission. Wozu Menschen für anderen Glauben gewinnen wollen, wenn es dem Leben zu helfen gilt? Ich wollte, ich mußte dem Körper dienen. So dachte ich damals. Ich studierte Medizin. Die Anatomie[4]) des Menschen verwirrte mich. Körperlich nicht befähigt, Tag und Nacht bereit zu sein, und seelisch zu weich, kam ich über die Psychologie[5]) zur Struktur[6]) des Menschen, zu den Bindungen des Menschen, zum Staat, zum Recht. Für die Forschung zu unruhig, überfiel mich der Dienst am Wort: die Schauspielkunst! Die Stimme wertlos. Und immer innerer Unruhe voll: Wohin? . . . Die innere Unruhe um Freiheit und ein freies Menschentum überfiel der Krieg. Frei war in ihm nur der Mensch, der das Schwert als Weltanschauung wählte. Die anderen? — Meine erste geschriebene Konfessio: ‚Die Stunde der Sterbenden' . . ."

Dieser ernste Einakter greift eine Frage auf, die während des Kriegserlebens wohl millionenfach laut geworden ist: Warum morden sich eigentlich die Menschen in grausiger Feldschlacht mit kaum überbietbarer Zähigkeit und Kampfeswut? — Ist dieser heillose Krieg nicht eigentlich sinnlos? — Johst, der in allem Geschehen gläubig einen Sinn sieht, verneint diese Frage. Für ihn bedeutet der Krieg eine Schule zur sittlichen Höherentwicklung des Menschen. Der Krieg bewies ihm, wie ein starker Wille das eigennützige Ich zu überwinden vermag zum Schutze der Nation.

Von hier aus läßt sich dann auch eine Verbindungslinie ziehen zu Johsts Schauspiel „Schlageter". Ein bewährter Frontoffizier und Freikorpskämpfer erlebt als Student die widerrechtliche Besetzung des Ruhrgebietes durch französische und belgische Truppen. Den passiven Widerstand der Bevölkerung versucht Frankreich durch rohe Gewalt zu brechen. Diese der deutschen Nation angetane Schmach brennt in Schlageters Herzen wie eine persönliche Beleidigung und drängt ihn zur Tat, um den fremden Eindringlingen den Aufenthalt an der Ruhr unerträglich zu machen. Von einem Spitzel verraten, wird Schlageter in Essen verhaftet. Und nun beginnt sein Leidensweg.

„In erregender Spannung und mit erschütternder Wirkung läßt Johst das Heldenschicksal Schlageters sich vollziehen; nicht so, daß in ihm ‚der letzte Soldat des Weltkrieges' sein Los erfährt, sondern so, daß mit ihm ‚der erste Soldat des Dritten Reiches' sich opfert . . . Würdig und ernst, klar und vertieft, mitreißend und erhebend ist das dichterische Denkmal, das Johst dem edelsten Vorkämpfer der jungen und neuen Generation setzt." So schreibt ein Kritiker über die Uraufführung des Stückes im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin.

Johsts gesamtes Werk verfolgt einen nationalen Zweck. Es will dem Volke klarmachen, daß der einzelne nur in der Gemeinschaft etwas leisten kann, als Glied eines Volkes, das fest verwurzelt ist im Heimatboden. Wer diese Gebundenheit an Blut und Boden fühlt, der dient der Nation mit selbstverständlicher Bereitwilligkeit.

Die Grundgedanken, die Johsts Schauspiel „Propheten" und seine dramatische Dichtung „Der junge Mensch" enthalten, sind so gegenwartsnah, daß sie nicht übergangen werden können. „Der junge Mensch" ist keine eigentlich revolutionäre Dichtung, wenn auch darin die Jugend im Gegensatz zum Alter steht. Johst spricht hier aus, was dem Nationalsozialismus in seinem Kampf um den neuen deutschen Menschen immer klar war: Eine geistig-sittliche Erneuerung läßt sich nicht gewaltsam

---

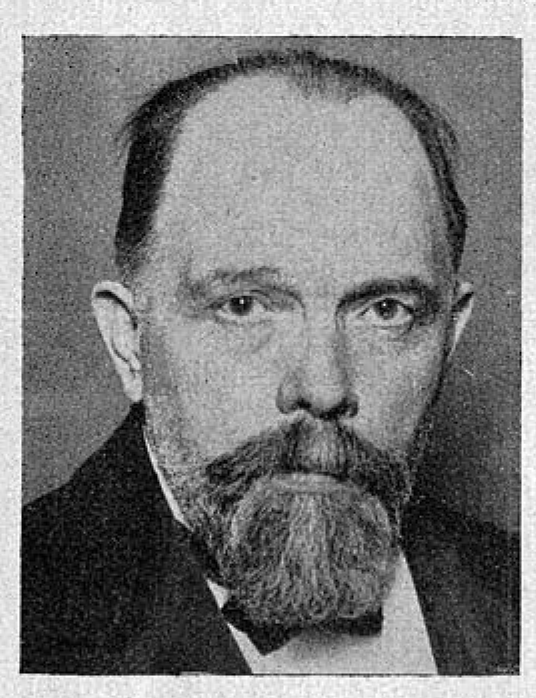
[4]) Zergliederungskunst. [5]) Seelenlehre. [6]) Gefüge, Bau.

durch Umsturz erzwingen, sondern nur durch eine überzeugende Überwindung des alten Menschen. Der Mensch also muß sich von Grund auf ändern; mit der Änderung der Staatsform allein ist nichts geschafft. Der Mensch muß wieder gläubig in die Zukunft sehen, dann wird er sie zum Guten wenden; denn „Glaube ist Allmacht". Das ist der tiefste Sinn des Lutherdramas „Propheten".

In dem Roman „Der Kreuzweg" setzt sich Johst mit nationalistischen und sozialistischen Fragen auseinander. Ein Arzt, der im Dienst an der Gemeinschaft seinen Lebenssinn gefunden hat, erkennt, daß alles Streben nach einer Weltverbrüderung unsinnig wird, wenn man national fühlt. Erst kommt mein Volk und meine Heimat, dann die Welt! „Dort, wo die Not am nächsten ist, scheint sie mir am größten . . ." Deshalb ist Johst „leidenschaftlicher Helfer einer verirrten und kranken Heimat, deren Gesundung innerhalb ihrer Grenzen erwirkt werden muß".

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).
Tohuwabohu! (Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen) —.30. [Mutter ohne Tod. Erzählungen (Die Kleine Bücherei) —.80. Schlageter. Schauspiel (Albert Langen, Schulausgabe) 1.50.]
[ ] Nur für die Oberstufe höherer Lehranstalten.

Wilhelm Schäfer.



Wilhelm Schäfer stammt aus einem alten hessischen Bauerngeschlecht. Sein Vater konnte sich aber auf dem Hof, der seit dem 17. Jahrhundert Familienbesitz war, nicht mehr halten und mußte in der niederrheinischen Industrie seinen Lebensunterhalt suchen. So wächst der Knabe in der Düsseldorfer Gegend heran. Seine Lieblingsbeschäftigung war, Bilder zu malen und Schattenrisse auszuschneiden. Dieser Neigung zuliebe wird er später Volksschullehrer und unterrichtet sieben Jahre lang, zuerst in Vohwinkel, dann in Elberfeld. Als Dichter ist Schäfer, wie er selbst sagt, ein „Spätling". Zwar hat er schon mit 26 Jahren ein Bändchen Bauerngeschichten geschrieben, sein wahres dichterisches Dasein jedoch beginnt für ihn erst mit 40 Jahren. Die dazwischen liegenden 14 Jahre sind Jahre des Lernens und der Selbstprüfung gewesen. Die Reihe seiner eigentlichen Werke eröffnet er mit den „Anekdoten"; das sind kurze Erzählungen, die, wie der Dichter erklärt, „in irgendein Stück Weltgeschichte anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite hineinleuchten". So werden sie durch die Persönlichkeiten und Begebenheiten, von denen sie berichten, zu Sinnbildern deutschen Lebens und Schicksals. Könige und Fürsten, Generale und Künstler, daneben aber auch unbekannte schlichte Menschen aus dem Volke ziehen in den Anekdoten an uns vorüber und verkörpern „auf bescheidene Weise" ein Stückchen deutscher Geschichte und deutscher Art.

Das Deutscheste, was uns Schäfer geschenkt hat, sind „Die dreizehn Bücher von der deutschen Seele". Sie erschienen als Retter, Mahner

und Tröster in der schwersten Notzeit unseres Volkes, nach verlorenem Krieg und preisgegebener Ehre. Das Werk ist keine eigentliche „Dichtung", sondern eine von Dichterhand kunstvoll geformte Geschichte des deutschen Volkes. Sie will, gestützt auf eine ruhmreiche Vergangenheit, eine Quelle der Kraft sein für die Gegenwart und Zukunft. Sie will helfen, das Volk wieder zu dem zu machen, was es in seiner besten Zeit war: eine Bluts- und Schicksalsgemeinschaft, in der die Leistung über dem Gewinn, die Ehre über dem Wohlstand steht. Das Buch ist zugleich ein Urteilsspruch über die Gedankenlosigkeit des deutschen Menschen, der sein Schicksal vergaß, weil er in einer ganz anderen Welt lebte als in der, die seine Sprache umfaßt. „Wir waren Deutsche aus Zufall . . . Wir lasen Goethe, ohne das sein zu wollen, was er vorbildete; wir hörten Bach, ohne den Kreislauf zu spüren, aus dem sein Wasser rauscht; wir trugen den Namen unseres Volkes, ohne zu wissen, daß wir beide dieses Volk sind, wir beide, du der Leser und ich."

„Alles, was du auf Erden bist, bist du aus dem Volke geworden. Aber nur deine Liebe kann seine Seele erwecken, sei du das Volk, oder es ist nicht da! Nur im Brunnquell der Herkunft kannst du in ihm, kann dein Volk in dir auf Erden beheimatet sein." So mahnt der Eingang; der Ausgang des Werkes aber schließt:

„Deutscher, bedenke die Herkunft! Bedenke, daß deine Gegenwart gefüllt mit dem Schicksal all deiner Vergangenheit ist!

Deutscher, sei ehrfürchtig deinen Großen; ob sie ihr Werk nur mühsam vermochten gegen dein träges, törichtes Herz, ob sie hinrauschten wie Adler oder mit gläubiger Einfalt durch deine faule Genügsamkeit gingen: alle sind deine Väter, und alle sind gegenwärtig in dir!

Deutscher, sei deiner Vergangenheit trächtig, wie der Mittag von seinem Morgen gefüllt ist; Tracht und Trotz all ihrer Männer, Tat und Gedanken all ihres Schicksals bist du!

Deutscher, sei deiner Gegenwart tapfer, weil du der Erbhalter bist größerer Dinge, als die an dem Tag hängen: Gutes und Böses will werden, wie Unkraut und Saat wird, und der Acker bist du!

Deutscher, sei gläubig der Zukunft, der du die bittere Gegenwart leidest: Kinder und Kindeskinder, und alles, was über sie kommt, Stärke und Schwäche, Demut und Stolz, Hoffart und Kleinmut, alles, was einmal deutscher Lebenstag wird, alles bist du!"

Fünf Jahre lang hat der Dichter an diesem Buch gearbeitet. Fünf Jahre „als Dichter an ein Werk zu setzen, das nach seiner Natur keine Dichtung ist, bedeutet ein Opfer". „Indessen," so bekennt der Sechsundsechzigjährige in seinem Lebensabriß, „wer sich als Organ seines Volkes fühlt, wie ich es tue und gar nicht anders vermag, dem muß es ein Glück ohnegleichen heißen, wenn er sein Opfer angenommen sieht . . . Nichts aber ist mir aus der Wirkung meines Werkes so tröstlich geworden wie die Gewißheit, daß die Volksgemeinschaft, die alle guten Deutschen inbrünstig gesucht haben . . . immer noch ihre Gläubigen hat."

Alles, was Schäfer nach diesem deutschen Buch geschrieben oder gesprochen hat, ist, getreu seiner Auffassung, daß ein Künstler Beauftragter der ganzen Volksgemeinschaft sein müsse, bewußter und williger Dienst am deutschen Volkstum.

Schulausgaben (die angegebenen Preise sind unverbindlich).

Anekdoten (Quelle u. Meyer) —.60. Rheinische Geschichten (Deutsche Jugendbücher) —.20. Das fremde Fräulein (Inselbücher) —.80. Die Frau v. Stein u. a. Erzählungen (Hirts Deutsche Sammlung) —.25.

Rheinische Novellen (Reclam) —.35
Ein Mann namens Schmitz (Die Kleine Bücherei) —.80
Die Mißgeschickten. Novelle (Die Kleine Bücherei) —.80
} Nur für die Oberstufe höherer Lehranstalten.

Dietrich Eckart.

Zwischen Nürnberg und Regensburg liegt das bayrische Städtchen Neumarkt. Hier erblickte der Dichter am 23. März 1868 als Sohn des Kgl. Notars Christian Eckart das Licht der Welt. Vater und Sohn besaßen in gleichem Maße einen stark ausgeprägten Eigenwillen, der nach dem frühen Tode der gütigen Mutter immer mehr zur trennenden Schranke zwischen ihnen wurde. Nach bestandener Reifeprüfung in Regensburg faßte der junge Dietrich den Entschluß, Arzt zu werden. Aber gar bald merkte er, daß ihn seine tiefste innere Neigung doch zu einem andern Beruf hinzog. Entschlossen trat er daher eines Tages vor seinen Vater und teilte ihm mit, daß er sein Studium aufgeben werde, um fortan ungestört seinen dichterischen Neigungen leben zu können. Das führte freilich zu heftigen Auftritten und erregten Auseinandersetzungen; denn der Vater war mit dieser Absicht seines Sohnes keineswegs einverstanden. Trotz der begründeten Vorhaltungen seines Vaters, daß er als Dichter keine gesicherte Lebensstellung habe, setzte Dietrich seinen Dickkopf durch. Er lebte als freier Schriftsteller zunächst in seiner Heimatstadt Neumarkt.

In jenen vier Jahren seiner Sturm- und Drangzeit veröffentlichte er eine Sammlung schon recht gut gelungener Heimat- und Liebesgedichte sowie einige kleine Novellen. Gelegentlich schrieb er auch Zeitungsberichte. Nach dem Tode seines Vaters (1895) hielt er sich vorübergehend in Leipzig, Berlin und Regensburg auf und führte im Besitz einer stattlichen Erbschaft zeitweilig ein recht geselliges, üppiges Leben. Doch dem Dichter, der nie gelernt hatte, mit Geld zu wirtschaften, zerrann das väterliche Vermögen bald unter den Händen. Nun begann sein Leidensweg, als er sich zum zweitenmal, diesmal auf 12 Jahre, nach Berlin wandte.

Sein erstes Theaterstück, der „Froschkönig", das im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin aufgeführt wurde, fand eine ablehnende Beurteilung und wurde vom Publikum ausgepfiffen. Der Grund dafür war eindeutig: das Stück war zu deutsch, um von der verjudeten Presse und dem ihr verfallenen Publikum gelobt werden zu können. Eckarts treudeutsche Haltung war von nun ab sein böser Stern, der künftig über seinem ganzen künstlerischen Schaffen stand. Einmal aber schien es doch so, als sollte das Streben des Dichters mit Erfolg gekrönt werden. Dietrich Eckart jubelte: „. . . Ich Glücklicher fand einen Verleger, sogar einen sehr vermögenden. Er war Feuer und Flamme für das Stück. Und gab mir 100 Mark Vorschuß darauf. Ohne mit der Wimper zu zucken. Daß er dafür auch meine ewige Dankbarkeit beanspruchte, sollte sich erst später herausstellen. Der Mann hatte Verbindungen. Es währte nicht allzu lange, da wurde ich von ihm aufgefordert, schleunigst zu Alfred Halm, dem damaligen Direktor des ‚Berliner Theaters' zu gehen, der sei ebenfalls Feuer und Flamme für das Stück. Ich tat es und wurde von Halm mit den Worten empfangen: ‚Endlich einer, der ein deutsches Lustspiel schreiben kann!' Man stelle sich vor, was ich armer Teufel dabei empfand, Himmelklänge waren das. Herr Halm lächelte. ‚Wir werden's aufführen.' Mein Gott und Herr, aufführen! Ist denn kein Stuhl da? Ich mußte mich setzen. Viel Kluges bekam ich über mein Stück zu hören, wie das und das gedacht sei und jenes so ausgelegt werden müßte, statt so; und auf einmal war's mir, als hätte Herr Halm das Ding verfaßt. Zuletzt wie nebenbei: ‚Famos das Ganze, bis auf den Moritz Silberstahl. Diese Figur paßt

ja gar nicht in den Charakter des Werkes! Liegt Ihnen viel daran?' Mir lag sehr viel daran. Der Moritz, ein jüdischer Badeofenfabrikant, war in seiner übrigens ganz harmlosen Redseligkeit der Gegenpol meines Helden, und als solcher unentbehrlich. Außerdem hing mein ganzes Herz an ihm, so gut hatte ich ihn dem Leben abgelauscht. Mein Moritz. ‚Der muß heraus!' Unmöglich! ‚Seien Sie kein Frosch, der bringt uns um alle Wirkung. Es täte mir leid, wenn er nicht herauskäme; ich könnte es nicht aufführen.' ‚Aber —.' ‚Nein, nein, kein Aber! Es ginge mit dem besten Willen nicht. Eine total verfehlte Gestalt! Was soll ich denn mit dem Kerl! Er macht uns das ganze Publikum kopfscheu. Sowohl an sich, als auch — und das scheinen Sie ganz zu vergessen — weil (er stockte) — weil wir doch stets eine Menge Juden im Theater haben, unsere besten Zahler. Einen solchen Schmuser, wie den Silberstahl, ausgeschlossen, daß sie ihn ertragen. Sie wissen ja, wie empfindlich sie sind.' Herr Halm war selbst Jude. Ich stotterte etwas vom Gebrüder-Herrnfeld-Theater, wo doch noch ganz andere Dinge, eigentlich nur solche gegen die Juden zur Sprache kämen, und gerade von den Juden wie toll beklatscht würden. ‚Ja, mein Lieber, die Herrnfeld sind selbst Juden, da macht das nichts. Sie aber mit Ihrem komischen Namen — unmöglich!' Der Rede kurzer Sinn: ich tat den Silberstahl nicht heraus, und Herr Halm führte das Stück nicht auf. Es dauerte eine ganze Weile, bis er es glatt ablehnte. Dann geschah es aber, weil ich einigermaßen rebellisch geworden war, um so galliger. Etwas poetische Anlage hätte ich ja wohl, doch Dichter — nein! da fehlte es denn doch himmelweit. Mein letzter Brief an ihn schloß mit den Worten: ‚Ob ich Dichter bin, weiß ich allerdings vorderhand selbst noch nicht, aber mich soll der Teufel holen, wenn ich nicht ganz bestimmt weiß, daß Sie — Theaterdirektor sind!' Grob. Mag sein. Bereut habe ich es bis heute noch nicht. Ein anderer Jude, Herr Maximilian Wolf, sagte mir etliche Hungerjahre später: ‚Bei allem Talent werden Sie es nie zu etwas bringen, wenn Sie sich nicht vor den Juden ducken.' Wortwörtlich. ‚Da könnt ihr lange warten, war alles, was ich erwiderte." Bei solcher Abhängigkeit von jüdischer Gunst ist es schon fast ein Wunder, daß drei spätere Stücke von ihm beifällige Aufnahme fanden.

Manchmal ist es Dietrich Eckart in diesen Berliner „Hungerjahren" bitter schlecht gegangen. Oft hatte er kein eigenes Dach über dem Kopfe und mußte bei Freunden oder gar auf einer Bank im Tiergarten übernachten. All diese Not hätte er jedoch leicht von sich abwenden können, wenn er sich in seinen Werken der Geschmacksrichtung seiner jüdischen Kritiker angepaßt hätte. Aber seine deutsche Gesinnung konnte dieser charakterfeste Mann nicht um schnöden Gewinns willen verleugnen.

Die Novemberrevolte von 1918 machte den Dichter Dietrich Eckart zum politischen Kämpfer. Er konnte es nicht mehr mitansehen, wie deutsche Sitte und Art von einem undeutschen marxistischen Gesindel mit Füßen getreten wurde. In seinem Kampfblatt „Auf gut Deutsch" ging er den feigen jüdischen Verbrechern tapfer zu Leibe. Ein Werbeheft dieser „Wochenschrift für Ordnung und Recht" versandte er an 25000 Leute auf eigene Kosten. Durch diesen großzügigen Werbefeldzug gewann er nicht nur einen treuen, wenn auch kleinen Leserkreis, sondern vor allem zwei tatkräftige Mitarbeiter: Gottfried Feder und Alfred Rosenberg. Ein Flugblatt „An alle Werktätigen" hatte das Auge der Räteregierung auf Eckart gelenkt, so daß es ihm ratsam schien, sich vorübergehend dem rächenden Arm des „revolutionären Zentralrats" durch die Flucht zu entziehen. Als der Rätespuk zu Ende war, kehrte Eckart nach München zurück und wurde zusammen mit Anton Drexler der

Begründer der „Deutschen Arbeiterpartei“, die in Eckarts Zeitschrift „Auf gut Deutsch“ nun auch gleich eine eigene Zeitung besaß.

Aus der siebenköpfigen „Deutschen Arbeiterpartei“ war seit Hitlers Beitritt und dank seiner nie ermüdenden Arbeitskraft allmählich die immer stärker anwachsende Bewegung der NSDAP. geworden. Das Bedürfnis nach einer eigenen Tageszeitung wurde jetzt immer brennender. Da ist es nun Eckarts unsterbliches Verdienst, die Mittel für den Ankauf des „Völkischen Beobachters“ aufgebracht zu haben, für den er mit seinem ganzen Eigentum haftete. Diesen selbstlosen Dienst im Interesse der Bewegung hat ihm der Führer nie vergessen. Am 12. August 1921 übernahm Dietrich Eckart die Schriftleitung der neuerworbenen Zeitung und damit zugleich ein Übermaß an Arbeit, Ärger und politischer Feindschaft. Mit Wort und Schrift diente er jetzt nur noch der jungen nationalsozialistischen Bewegung, in der er mit unerschütterlichem Glauben das erwachende Deutschland sah.

An bedeutsamen Dichtungen entstanden in dieser Zeit nur noch das Sturmlied der Nationalsozialisten (1922) mit dem zündenden Kampfruf „Deutschland erwache!“ und ein Gedicht zu Adolf Hitlers Geburtstag (1923)*).

Der Kampf um die Feldherrnhalle am 9. November 1923, in dem an Verrat und Feigheit die deutsche Freiheitsbewegung zerschellte, brachte Dietrich Eckart dasselbe Los wie dem Führer. Zwar entließ man den schwer herzkranken Dichter bald wieder aus der Festungshaft, doch er konnte den Schlag, der seinem Lebenswerk galt, nicht überwinden. Am zweiten Weihnachtsfeiertage schloß er für immer die Augen. Auf dem stillen Bergfriedhof in Berchtesgaden betteten ihn seine Freunde an einem stürmischen Wintersonntag zur ewigen Ruhe.

„Als der Besten einer hat er sein Leben dem Erwachen seines, unseres Volkes gewidmet im Dichten und Denken und am Ende in der Tat“ (Adolf Hitler).

Heinrich Anacker.



Heinrich Anacker wurde in der Schweiz geboren. Von seinen thüringer Vorfahren, die einst als Frachtfuhrleute die Waren von Eisenach nach Bremen schafften, hat er die Sehnsucht nach der See und den unstillbaren Wandertrieb geerbt, der nicht an Ort und Zeit gebunden sein will. Oberlehrer oder Professor zu werden, wie es sein Vater gern wollte, kam bei seinem rastlosen Geist nicht in Frage. Er wollte sich als freier Schriftsteller durchsetzen; denn jeder andere Brotberuf war ihm verhaßt. Ehe er aber als Dichter anerkannt war, hatte er freilich einen beschwerlichen Weg zurückzulegen und mußte sich mit den verschiedensten geschäftlichen Tätigkeiten, die seinem Wesen fern lagen, sein Brot verdienen.

*) Gedichtproben von Dietrich Eckart, Anacker und Schirach bringen Handels Lesebogen Nr. 7 und 8.

Heute ist Heinrich Anacker längst weitesten Kreisen unseres Volkes als Sänger der deutschen Erhebung bekannt. Seit 1922, wo er als 21jähriger Student in Wien die Bewegung Adolf Hitlers kennen lernte, ist er dem Nationalsozialismus verschworen und hat für die Idee des Führers unermüdlich gekämpft, ohne auch nur einen Tag schwankend zu werden. Hier hatte er endlich das gefunden, was er unbewußt auf politischem Gebiete immer gesucht hatte. Form und Sprache für seine Kampf- und Freiheitslieder fand er im Jahre 1928. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, durch eigene Leistung die Bewegung im Wahlkampf zu unterstützen. So entstand in rascher Folge eine Sammlung von SA-Gedichten, die unter dem Titel „Die Trommel" aufklärend und werbend ihren Weg durch die deutschen Lande machten.

Wo der Wirbel dieser Trommel rasselte, da legte er Zeugnis ab von dem heldenhaften Ringen einer deutschen Jugend, die durch Not und Tod siegessicher und gläubig den Weg zur Freiheit fand. Überall, wo dieser Trommelschlag in deutsche Herzen dröhnte, da weckte er die Erinnerung an jene Augusttage, wo Millionen deutscher Männer im Aufbruch waren, einig im Wollen, Fühlen und Denken. Immer, wenn diese Trommel gerührt wurde, blickte man mit Achtung, Scheu oder Haß auf die straffen Gestalten im Braunhemd, die ehernen Blickes mit kühner Entschlossenheit eine Fahne durch die Straßen trugen, das Sinnbild ihres Glaubens. Jedesmal, wenn diese Trommel dumpf, gedämpft und hohl klang, sah man in offene Gräber, über die sich Standarten neigten und Arme streckten.

Die zündenden Trommelwirbel sind verhallt, Sieg ist an die Fahnen geheftet. Da bricht es aus dem Dichter heraus, gewaltsam wie Fanfarengeschmetter, der Erlösungsschrei einer ganzen Nation:

So haben noch nie wir den Frühling erlebt,
So froh, so von jubelndem Hoffen durchbebt —
Denn wahr ist geworden der sehnlichste Traum:
Es grünt und es blüht am Wege der Baum,
Und Deutschland blüht mit!

Es pflügte der Bauer und streute die Saat,
Und wußte doch kaum noch, für wen er es tat.
Der Werkmann verlor seinen freudigen Mut —
Denn was er geschaffen, kam Fremden zugut
Im Deutschland der Schmach.

Millionen mußten gezwungen ruhn,
Oder wandern gehn in zerrissenen Schuhn.
Es rauchten die stolzen Essen nicht mehr —
So wuchs gespenstisch das Elendsheer
Im Deutschland der Not.

Nun heben wir alle, vom Greis bis zum Kind,
Die Stirn in den heiligen Frühlingswind;
Und reichen einander ergriffen die Hand —
Denn sieghaft schreitet durchs ganze Land,
O Deutschland, *dein* Lenz!*)

Anackers zweiter politischer Gedichtband „Die Fanfare" ist jedoch alles andere als eine Sammlung von Siegesliedern. Wir erleben hier noch einmal — gleichsam im Querschnitt — die letzten drei Jahre der Kampfzeit mit allen Stürmen, Rückschlägen und Enttäuschungen bis zum dankbaren Frohlocken nach langersehntem Siege.

---

*) Weitere Gedichte von A. enthalten Handels Lesebogen Nr. 7 und 8.

So ist Heinrich Anacker der nationalsozialistischen Bewegung im Streit gefolgt als „Tambour" und „Hornist" und hat auf seinen Sturmpfaden mitgerissen und wachgerüttelt, was sich nicht böswillig oder engstirnig seinem Ruf verschloß.

Baldur von Schirach.



Wie die SA in Anacker, so hat die HJ in Schirach ihren Sänger gefunden.

Baldur von Schirach stammt aus einer Offiziersfamilie. Er verlebte seine Jugend in Weimar, wo sein Vater später als Leiter des Hoftheaters tätig war. Nach bestandener Reifeprüfung bezog er die Universität in München und wurde dort 1928 als einundzwanzigjähriger Student von Hitler in die Reichsleitung der NSDAP. berufen. Als Führer der nationalsozialistischen Hochschulbewegung war Schirachs Hauptaugenmerk zunächst auf den Aufbau des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes gerichtet.

Als das Parteiverbot im Jahre 1932 wieder aufgehoben wurde, ernannte ihn Adolf Hitler zum Reichsjugendführer der NSDAP. In dieser Eigenschaft organisierte er im Oktober 1932 den HJ-Aufmarsch in Potsdam. Auf diesem ersten nationalsozialistischen Reichsjugendtag hat die Hitlerjugend zum erstenmal die Macht und Kraft ihres politischen Willens bewiesen. Mehr als 100 000 deutsche Jungen legten hier unter der Führung B. v. Schirachs ein Bekenntnis zu Adolf Hitler ab. Sie wußten, was diese Verpflichtung bedeutet:

Ihr sollt brennen!
Nicht wie Asketen,
die in Gebeten
sich bekennen.

Nein! Wie Soldaten,
die tief in Gräben
Gebete leben
durch ihre Taten!

Ihr Schwur auf Adolf Hitler bedeutete ihnen „das Gelöbnis zur Ehre, zur Wahrhaftigkeit und zum heroischen Leben." Nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus wurde Baldur von Schirach durch das Vertrauen des Kanzlers Jugendführer des Deutschen Reiches. Damit trat er an die Spitze sämtlicher Jugendverbände. Heute marschieren unter seinem Befehl weit über eine Million Jungen und Mädel in den Reihen der HJ. Und sie alle wollen getreu ihrem Gelübde ein einiges, freies und wieder geachtetes Deutschland mitschaffen helfen.

Baldur von Schirach ist als Künstler nicht sonderlich hervorgetreten. Nur ein paar dünne Gedichtbändchen sind bis jetzt von ihm erschienen; aber sie haben ihn schnell als Dichter bekanntgemacht, besonders in den Reihen der Jugend, die er führt. Es gibt heute keine HJ-Feier mehr, wo nicht mit Ernst und freudigem Trotz sein Lied gesungen würde, das in Text und Melodie den stürmischen Vorwärtsdrang und das opferwillige Aufwärtsstreben des jungen Geschlechts zum Ausdruck bringt. „Unsere Fahne flattert uns voran . . ." klingt es begeistert aus hellen Kehlen, und jeder Junge weiß, daß diese Fahne mehr bedeutet als ein

buntes Farbenspiel. Die deutsche Jugend hat durch die HJ und in der HJ wieder einen Sinn dafür bekommen, daß es etwas gibt, das mehr ist als das eigene Leben.

Es war die Ehre . . .

Das war es nicht im alten deutschen Heere:
Dies Schimmern der Schabracken und Schabrunken.
Es war die Ehre.

Es war auch nicht das Glänzen der Gewehre,
für das Millionen sind ins Grab gesunken —.
Es war die Ehre.

Doch dieses Volk versteht nicht seine Lehre!
War es die Waffe, die es fortwarf trunken?
Es war die Ehre.

„Der Geist von Langemarck ist nicht in den Gräbern Flanderns verscharrt worden. In Schirachs Versen feiert er seine Auferstehung." Der starke, zukunftsfrohe Glaube, der uns aus allen Dichtungen Schirachs entgegenklingt, „wurzelt im Grunde seines Wesens, das fromm aus Ehrfurcht, rein aus seelischem Zwang und tapfer aus geborener Natur ist". Seine bekanntesten und schönsten Gedichte enthält das Bändchen „Die Fahne der Verfolgten". Darin lesen wir auch die Verse, in denen der Dichter für „Das neue Geschlecht" das Wort ergreift und ausspricht, was der Nachkriegsjugend den letzten tiefen Sinn gibt:

Nie dienten wir, und doch sind wir Soldaten,
Wir kämpften nie in einem wahren Kriege,
In einem Krieg der Kugeln und Granaten,
Und doch sind Kämpfe uns bekannt wie Siege —
Nein, nicht im Krieg schlug man uns unsere Narben,
Und doch war's Krieg, denn viele, viele starben . . .
Frei sind wir alle, doch wir sehn im Dienen
Mehr Freiheit als im eigenen Befehle.
Am Schreibtisch sitzen wir und an Maschinen,
Sind Hunderttausend und nur eine Seele.
Wir sind die Ketzer und die tiefen Frommen,
Das Heut, das Gestern und — das große Kommen.

Lebensdaten der Dichter.

Heinrich Lersch. Geb. 12. 9. 1889 in Gladbach-Rheydt.
Hermann Löns. Geb. 29. 8. 1866 in Kulm (Westpr.), gef. 26. 9. 1914 vor Reims.
Gorch Fock. Geb. 22. 8. 1880 in Finkenwärder, gef. 31. 5. 1916 im Skagerrak.
Walter Flex. Geb. 6. 7. 1887 in Eisenach, gef. 15. 10. 1917 auf Oesel.
Edwin Erich Dwinger. Geb. 23. 4. 1898 in Kiel.
Ernst Jünger. Geb. 29. 3. 1895 in Heidelberg.
Werner Beumelburg. Geb. 19. 2. 1899 in Traben-Trarbach an der Mosel.
Hans Grimm. Geb. 22. 3. 1875 in Wiesbaden.
Hans Friedrich Blunck. Geb. 3. 9. 1888 in Altona.
Hanns Johst. Geb. 8. 7. 1890 in Seerhausen bei Oschatz.
Wilhelm Schäfer. Geb. 20. 1. 1868 in Ottrau (Hessen).
Dietrich Eckart. Geb. 23. 3. 1868 in Neumarkt (Bayern), gest. 26. 12. 1923 in Berchtesgaden.
Heinrich Anacker. Geb. 1901 in Aarau (Schweiz).
Baldur von Schirach. Geb. 9. 5. 1907 in Berlin.

Die Abbildungen auf den Seiten 5, 7, 9, 11, 14, 16, 18, 21, 23, 25 und 31 lieferte Scherls Bilderdienst.
Die Abbildung Seite 2 ist mit Genehmigung des Neuen Sieben Stäbe-Verlags in Hamburg 5 der Literaturgeschichte von Mahrholz entnommen.

Ein höchst beachtenswertes Büchlein, das in jede Schüler- und Volksbibliothek gehört (auch in die städtischen), ist soeben erschienen unter dem Titel:

Bauer im neuen Reich.

Eine Auswahl aus deutscher Dichtung für Bauern u. Bauernkinder von Otto Zimmer.

Das Büchlein ist bei jeder Festgestaltung ein guter Kamerad und darum den Gemeinschaften bestens empfohlen. Preis 50 Rpf. In Leinenband 1,— RM.
Zeitungsdienst des Reichsnährstandes Nr. 230 v. 23. 10. 1934.

Eines steht fest: Niemand wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne etwas, wenn nicht vieles, gewonnen zu haben.
„Der Schlesische Bauernstand“, 1934, Nr. 48.

Poesie ins Bauernleben — ein wundervoller Gedanke. Welcher Stand ist urwüchsiger und doch in sich unausgesprochener an Poesie als der des Bauern? Das Wort muß dem Erlebnis folgen und es steigern und festigen. — Aus dem ungeheuer vielen, das von ältester Dichtung in Frage käme, ist einiges besonders Gute ausgewählt, und zwar **richtig vom Bauern aus gesehen.** (Bei Erweiterung hätte man Dehmels „Mahle Mühle mahle“ und Liliencrons Landgedichte vielleicht noch mit heranziehen können.) Das meiste aber ist kräftiges, gutes Gewächs unserer Zeit. Die vorliegende Zusammenstellung wirkt überall ganz **gegenwartsfrisch,** sie sagt, was der Bauer fühlt. Der Zusammensteller selbst tritt auch zuweilen mit als Dichter hervor. Der Geist des ganzen Bändchens ist **echt nationalsozialistisch.** **Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, Berlin, den 22. März 1935.**

Johann Wolfgang von Goethe.

Sein Leben und Schaffen der deutschen Jugend gewidmet von **Rektor R. Hoffmann.**

2. verbesserte Auflage. 104 Seiten mit 22 Abbildungen.
Preis brosch. 0,80 RM., in Halbleinen geb. 1,20 RM.

Es ist das Goethebuch für die Jugend. Darf in keiner Schülerbücherei fehlen!

„Vom Leben des Dichters kommt H. zu seinen Werken. Diese anschauliche Verknüpfung macht der Jugend ein Verständnis leicht möglich, zumal die flüssige Darstellung völlig des Lehrhaften entbehrt.“ „Hessische Schulztg.“

Johann Wolfgang von Goethe.

Klassenlesestoff für Volks- und Mittelschulen von **G. Kobel.**

4. verbesserte Auflage. Ein Doppelbogen (32 Seiten) mit 8 Abbildungen.
Preis 22 Rpf., im Umschlag 30 Rpf.

„In **knappster,** aber **frischer** und **lebendiger Darstellung** wird das Leben und überaus vielgestaltige Wirken des Dichterfürsten dargestellt, und zwar in einer Weise, die die Jugend besonders ansprechen muß und ihr eine **freundliche Aufnahme in den allerweitesten Volksklassen** sichert.“

„Ostland. Wochenschrift für die gesamte Ostmark.“

Deutsche Dichter.

Eine kurze Literaturgeschichte für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen.

Von **G. Kobel.** 10. Auflage. 64 Seiten. 60 Rpf.

Verfasser nahm seit jeher eine bewußt vaterländische Haltung ein; so wurden die **Dichter der Befreiungskriege,** die **Dichter des Deutsch-Französischen Krieges** und die Dichter **des Weltkrieges** (z. B. Falke, Löns, Lersch und Karl Bröger) besonders behandelt! **Wer seinen Schülern eine kleine Literaturgeschichte in die Hand geben will, der greife hier zu!**

Hermann Stehr. Leben und Werk von Dr. **Arnold Wienicke.** Ein Lesebogen für die höheren und die Mittelschulen. Einzeln 15 Rpf. Bei Klassenbezug 12 Rpf.

Friedrich von Schiller. Von Schulrat **G. Kobel.**
(Lesebogen 27 a/b der „Schriften zu Deutschlands Erneuerung.) Preis 22 Rpf.

Verlag von Heinrich Handel, Breslau 1, Klosterstr. 30/32.